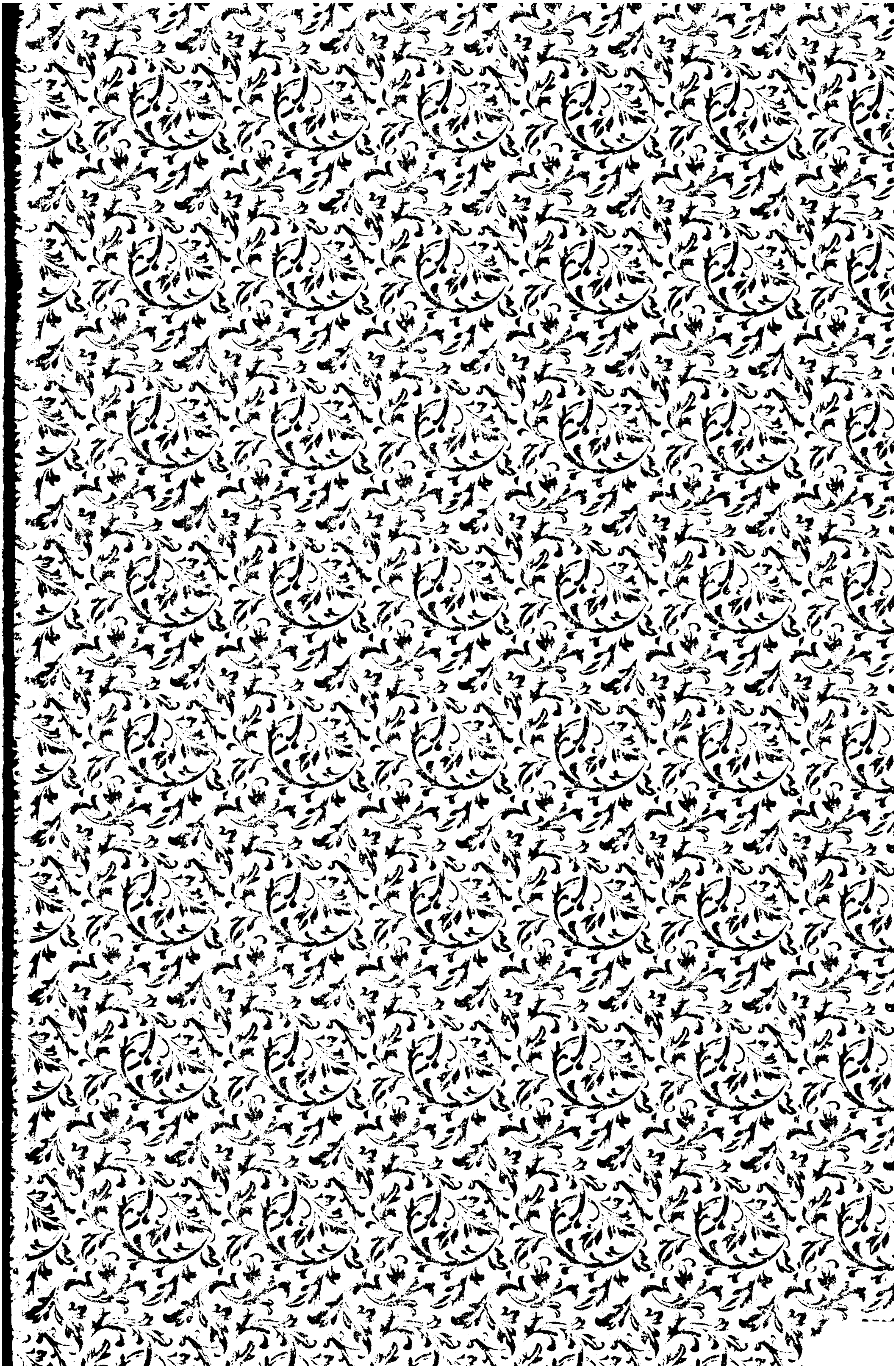


BEAUMARCHAIS

UND

SONNENFELS.

BEAUMARCHAIS

UND

SONNENFELS.

VON

ALFRED RITTER VON ARNETH.

WIEN, 1868.

WILHELM BRAUMÜLLER

K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER.

Wohl ist es kein Ereigniss von tief eingreifender, welthistorischer Bedeutung, auf welches nach dem Verlaufe fast eines Jahrhunderts hier für kurze Zeit die Aufmerksamkeit gelenkt werden soll. Dennoch wird es kaum allen Interesse's entbehren, die ganz eigenthümlichen Umstände kennen zu lernen, durch deren Verkettung zwei der geistig hervorragendsten Männer ihrer Tage, obgleich in verschiedenen, weit von einander entfernten Ländern geboren und völlig getrennte Lebensziele verfolgend, doch wenigstens vorübergehend in nahe persönliche Berührung gebracht wurden. Dieses Interesse wird noch dadurch gesteigert, dass der Eine aus ihnen der Autor literarischer Schöpfungen ist, welche in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts Europa mit seinem Namen erfüllten und auch heute noch von Jedermann gekannt sind, während der Andere als Vorkämpfer für Verbreitung von Humanität und Gesittung, für volkswirthschaftlichen und politischen Aufschwung in Oesterreich auf unsere sympathievolle Dankbarkeit die gegründetsten Ansprüche besitzt. Es sind diess Peter Augustin Caron von Beaumarchais und Joseph von Sonnenfels.

Die geistige Bedeutsamkeit dieser Männer, ihre Thätigkeit auf schriftstellerischem Gebiete, und die unerschrockene, durch gar nichts einzuschüchternde Energie, mit der sie beide ihre Ziele verfolgten, bilden die Aehnlichkeit, der ungeheure Abstand dieser Ziele von einander die Verschiedenheit zwischen ihnen. Und wenn Beaumarchais in Bezug auf den Glanz und die äussere Wirkung seines Auftretens weit vor Sonnenfels genannt werden muss, so steht dieser wieder unendlich höher durch die Reinheit und den Werth seiner Zwecke. Darum war auch die Wirkung seiner Bestrebungen eine heilbringende und veredelnde, während sie bei Beaumarchais wohl mit der entgegengesetzten Bezeichnung belegt werden muss.

Nur um das Verständniss der Stellung zu erleichtern, in welcher Beaumarchais zu der Zeit sich befand, als seine Begegnung mit Sonnenfels sich zutrug, soll hier daran erinnert werden, dass er im Januar des Jahres 1732 zu Paris als der Sohn eines in den bescheidensten Verhältnissen lebenden Uhrmachers zur Welt kam. Anfangs dem Gewerbe seines Vaters mit solchem Eifer sich zuwendend, dass er sich auf diesem Gebiete mit Glück als Erfinder hervorthat, genügte eine solche Beschäftigung doch in keiner Weise seinem lebhaften und unternehmenden Geiste. Zunächst war es sein Talent für Musik, welches ihm den Weg bahnte in immer höhere Kreise und ihn endlich in Berührung brachte mit den Töchtern des Königs Ludwig XV. Diese unverheiratheten ältlichen Damen, deren stille und eingezogene Lebensweise in grellem Contraste stand zu dem geräuschvollen und sittenlosen Leben am Hofe, fanden nicht nur an dem Spiele

Beaumarchais', welcher die Harfe und die Flöte meisterlich zu behandeln verstand, sondern vielleicht mehr noch an ihm selber Gefallen. Der muntere, von tausend witzigen Einfällen sprühende Jüngling bildete bald die Hauptperson und den Mittelpunkt jener kleinen Concerte, welche die Prinzessinnen allwochentlich gaben und zu denen nur äusserst wenige Personen Zutritt erhielten. So geschickt wusste er das Wohlwollen zu benützen, das ihm von allen Seiten entgegen kam, dass er immer mehr in den Vordergrund trat. Endlich gelang es ihm, mit dem berühmten Finanzmanne Paris Duverney Verbindungen anzuknüpfen, welche er vorzüglich dazu benützte, sich durch eben so gewagte als glückliche Unternehmungen rasch ein beträchtliches Vermögen zu erwerben. Ein Versuch, durch Kauf zu einem ansehnlichen Posten am Hofe und dadurch in eine feste und hervorragende Stellung zu gelangen, scheiterte jedoch, und wohl zunächst in Folge dieses Ereignisses wandte sich Beaumarchais, um auf anderem Wege das gleiche Ziel zu erreichen, der schriftstellerischen Laufbahn zu.

Doch war ihm auch hier das Glück nicht gleich Anfangs so günstig, als er es hoffte, ja zuversichtlich erwartete. Sein fieberhafter Drang, genannt zu werden in der Welt und eine Rolle in derselben zu spielen, fand aber bald darauf in einer ganz anderen Richtung überreiche Befriedigung. Im Juli 1770 starb sein Gönner Duverney, und mit dessen Erben, dem Grafen de la Blache gerieth Beaumarchais in einen Rechtsstreit, welcher bald das ausserordentlichste Aufsehen erregte. Denn er entwickelte sich zu dem Kampfe eines einzelnen Indivi-

duums gegen jenen feilen und servilen Gerichtshof, welchen im Jahre 1771 der Kanzler Maupeou an Stelle des früheren Pariser Parlamentes gesetzt hatte. An dieses Tribunal war die Berufung des Grafen de la Blache gegen den Richterspruch erster Instanz gelangt, in welchem Beaumarchais den Sieg davongetragen hatte. Von beiden streitenden Theilen wurden nun alle denkbaren Mittel, unter welchen natürlich die Bestechung in vorderster Reihe sich befand, zur Anwendung gebracht, um sich einen günstigen Richterspruch zu erwirken. Nicht nur die Mitglieder des Parlaments, auch ihre Frauen suchte man zu bestechen, und Beaumarchais gab der Gattin des Richters Goëzman, welcher über seine Angelegenheit den Bericht an das Parlament abzufassen hatte, hundert Louisd'or und eine Uhr von gleichem Werthe, jedoch nur unter der Bedingung, dass diese Geschenke im Falle eines ungünstigen Urtheilspruches an ihn zurückzustellen wären. Die Dame verlangte noch fünfzehn Louisd'or für den Secretär ihres Gatten, welche demselben in jedem Falle verbleiben sollten. Beaumarchais gab auch noch die fünfzehn Louisd'or; zwei Tage später verlor er seinen Prozess; die hundert Louisd'or und die Uhr gelangten wirklich an ihn zurück; bald aber erfuhr er, dass die fünfzehn Louisd'or dem Secretär niemals zugekommen, sondern in der Tasche der Frau Goëzman geblieben seien. Die Letztere läugnete, dieses Geld jemals empfangen zu haben, und Goëzman erhob nun bei dem Parlamente von Paris die Anklage gegen Beaumarchais, dass er nach einem fruchtlosen Versuche, die Frau eines Richters zu bestechen, sich nun unterfange, sie zu verläumden.

Wider einen Gegner, welcher keinen Anstand nahm, zur Erreichung seines Zweckes die Ablegung falscher Zeugnisse zu veranlassen, und vor einem Gerichtshofe, welcher in der Sache eines seiner Mitglieder seine eigene erblickte, hatte Beaumarchais einen gar harten Stand. Am peinlichsten aber wurde seine Lage durch die ganz eigenthümliche Klemme, in der er sich befand. Wenn er den Beweis zu liefern vermochte, dass er der Verläumdung sich nicht schuldig gemacht und Frau Goëzman den Betrag von fünfzehn Louisd'or wirklich empfangen und zurückbehalten habe, so klagte er sich ja selbst des Bestechungsversuches an. So gewiss war seine Niederlage vorherzusehen, dass kein Rechtsanwalt sich zu seiner Vertheidigung herbeiliess. Beaumarchais führte nun seine Sache persönlich und mit einem solchen Aufwand von Geist, Scharfsinn und Muth, so geschickt wusste er seinen Rechtsstreit zu einem Kampfe, nicht wider die einzelne Person, sondern gegen das überall missachtete, ja verhasste Parlament zu gestalten, dass die Niederlage, die er vor dem Gerichte erlitt, zu einem wahren Triumphe für seine Person ward. Während das Parlament von Paris seinen Tadel über ihn aussprach und ihn für „infam," das ist nach dem damaligen Sprachgebrauche für unfähig erklärte, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden,*) liess die ganze hervorragende Gesellschaft der

*) Loménie. Beaumarchais et son temps. I. 368. La peine du blâme était une peine infamante qui répondait à-peu-près à ce qu'on appelle aujourd'hui la dégradation civique; elle rendait le condamné incapable d'occuper aucune fonction publique, et il devait recevoir cette sentence à genoux, devant la cour, tandis que le président lui disait: „La cour te blâme et te déclare infâme".

Hauptstadt in seiner Wohnung sich einschreiben. Am Tage nach seiner Verurtheilung gaben ihm Prinzen von Geblüt, der Prinz von Conti und der Herzog von Orleans ein glänzendes Fest. Und selbst das Parlament Maupeou überlebte seinen Sieg über Beaumarchais nicht lang. Eine der ersten Regierungshandlungen Ludwigs XVI. bestand in seiner Aufhebung und in der Wiederherstellung des früheren Parlamentes.

Trotz alledem war in der Zwischenzeit die Lage Beaumarchais' keine beneidenswerthe geworden. Der Urtheilspruch stand aufrecht und er bot ein nur schwer zu besiegendes Hinderniss für Alles, was Beaumarchais zu unternehmen gedachte. Da wollte es sein Glücksstern, dass kein Geringerer als König Ludwig XV. selbst nach einem Manne sich umsah, welcher geistige Schlagfertigkeit, Gewandtheit und Scharfsinn in nicht gewöhnlichem Maasse besass. Gerade diese Eigenschaften aber hatte Beaumarchais so glänzend entwickelt, dass auf ihn die Wahl des Königs sich lenkte, als es um Durchführung eines geheimen Auftrages sich handelte, welcher dem Könige gar sehr am Herzen lag. Er wusste aus untrüglicher Quelle, dass in London eine heftige Schmähschrift gegen seine Maitresse, die Dubarry erscheinen sollte. Unablässig lag diese dem Könige an, einen solchen Scandal um jeden Preis zu verhindern, und nachdem das Begehren der Auslieferung des Verfassers, ja sogar ein Versuch, sich seiner Person, wenngleich auf englischem Gebiete, durch Ueberfall zu bemächtigen, gescheitert war, blieb nichts übrig als sein Stillschweigen mit Gold zu erkaufen. Beaumarchais erhielt die freilich nicht gerade

ehrenvolle Mission, in solcher Weise im Interesse der Dubarry thätig zu sein. Niemals wählerisch in seinen Mitteln, ergriff er mit Hast die Gelegenheit, die sich ihm darbot, um durch des Königs Gunst vielleicht die Aufhebung jenes für ihn so peinlichen Richterspruches zu erlangen. Im März des Jahres 1774 begab er sich unter dem falschen Namen Ronac nach London. Er näherte sich dem Verfasser des gefürchteten Pasquills, gewann bald sein Vertrauen und brachte es endlich dahin, dass um den allerdings sehr hohen Preis einer lebenslänglichen Rente von viertausend und einer Summe von zwanzigtausend Franken die Handschrift des Libells und dreitausend schon gedruckte Exemplare desselben abgeliefert und in einem Kalkofen bei London verbrannt wurden.

Beaumarchais eilte nach Versailles zurück, um den Lohn seiner Mühe zu ernten. Dort traf er jedoch den alten König im Sterben, und sein Nachfolger kümmerte sich wenig um Dienste, welche der Dubarry geleistet worden waren. Nichts ist daher begreiflicher als dass Beaumarchais damals leer ausging und sich nach wie vor in der wenig erfreulichen Lage befand, in welche der Richterspruch des Pariser Parlaments ihn gestürzt hatte. Aber lang sollte die Zeit dieser unfreiwilligen Ruhe für ihn nicht dauern. Dem Polizeiminister Sartines, dem er seit lang schon bekannt geworden und welchem er wohl seine geheime Mission nach England hauptsächlich verdankte, theilte er mit, dass sicherer Nachricht zufolge dort wieder eine Schmähschrift im Werke sei. Diessmal richte sie jedoch ihre vergifteten Pfeile nach einem edleren Zielpunkte als zuvor; an Stelle der Dubarry

sei nun die Königin Marie Antoinette ausersehen worden, als Gegenstand, vielleicht als Opfer jener Angriffe zu dienen. Auch sie unschädlich zu machen, erklärte sich Beaumarchais zu einer zweiten Reise nach England jederzeit bereit.

Auffallend ist es, dass wir weder bei König Ludwig XVI. noch bei Sartines, ja auch bei keinem der zahlreichen und hervorragenden französischen Schriftsteller, welche seither über Beaumarchais schrieben, einem Zweifel an der Echtheit der Nachrichten begegnen, welche doch nur durch ihn, und durch ihn allein, über die Existenz jenes Pamphlets und sein bevorstehendes Erscheinen an den König und an Sartines gelangten. Lag denn die Vermuthung so fern, dass Beaumarchais selbst, der die seltene Gewandtheit seiner Feder erst in dem Prozesse gegen Goëzman so glänzend erprobt hatte, der ausserdem Zeuge, ja Miturheber war des gewinnreichen Geschäftes, welches hauptsächlich durch seine Vermittlung der Verfasser jenes Libells gegen die Dubarry erst vor kurzem gemacht hatte, dadurch auf den Gedanken gebracht worden sei, einmal die gleichen Wege zu betreten, und vorerst die reiche Ablösungssumme für das Pamphlet, dann aber auch den Lohn für die Unterdrückung desselben zu ernten? Für allzu gewissenhaft zu einer solchen Doppelrolle wird man Beaumarchais nicht halten; ausreichende Gewandtheit zu ihrer Durchführung darf man ihm ebenfalls zutrauen, und zur Abfassung eines recht beissenden Pasquills war gewiss keiner geschickter als er, denn nicht leicht besass irgend Jemand eine genauere Kenntniss der Zustände des französischen Hofes

und der Pariser Gesellschaft, zugleich aber auch die Befähigung, sie in der empfindlichsten Weise zu geisseln und vor aller Welt an den Pranger zu stellen.

Auch das, was Beaumarchais sonst noch von den ihm angeblich zugekommenen Nachrichten mittheilte, wäre zur Erweckung einigen Verdachtes wider ihn wohl nicht ungeeignet gewesen. Den Autor des Pamphlets kenne man nicht, die Veröffentlichung desselben aber sei einem italienischen Juden Namens Wilhelm Angelucci vertraut, der sich in England William Atkinson nenne, sich der äussersten Vorsicht bediene, um sein Incognito zu wahren, und ausreichend mit Geldmitteln versehen sei, um zu gleicher Zeit zwei beträchtliche Auflagen des Libells in London und in Amsterdam erscheinen zu machen*).

Je räthselhafter die Angaben Beaumarchais' klangen, desto mehr bewunderte man die Geschicklichkeit, mit der er sich diese Mittheilungen verschafft hatte, desto grösseren Respect bekam man vor der Wichtigkeit seiner Verbindungen, desto weniger gerieth man auf irgend welchen Verdacht wider ihn selbst. Er eilte nach London und von dort aus setzte er alle Mittel in Bewegung, um mit einigen Zeilen von der Hand des Königs versehen zu werden. Ohne eine solche Beglaubigung, erklärte er wiederholt, könne er nicht das Geringste erreichen; das Schicksal seiner Mission, welche für die Königin von äusserster Wichtigkeit sei, hänge an dem Besitze einiger Worte von der Hand ihres Gemals. Endlich gelingt es seinen Beschwörungen, den König zu bewegen, ihm seinen Willen zu thun. Gutmüthig wie er

*) Loménie. I. 388.

war, copirt Ludwig XVI. die ihm von Beaumarchais selbst zugeschickten Worte; das Papier wandert nach London, Beaumarchais verschliesst es in einer flachen und ovalen Kapsel von Gold, die er von nun an, wie er wenigstens den König versichert, als sein kostbarstes Besitzthum an einer goldenen Kette am Halse trägt.

Gleich als ob ihm die Schrift des Königs als Talisman gedient hätte, gehen nun auch die Geschäfte Beaumarchais' rasch und glücklich von statten. Um theuren Preis lässt sich Angelucci zur Unterdrückung der Schmähschrift bereit finden. Diessmal ist jedoch von einer lebenslänglichen Rente nicht mehr die Rede; die höchst beträchtliche Summe von vierzehnhundert Pfund Sterling muss allsogleich ausbezahlt werden. Dafür verbürgt Angelucci durch förmlichen Vertrag die Auslieferung der in London und Amsterdam vorhandenen Exemplare. Die ersteren, viertausend an der Zahl, werden verbrannt; zur Vornahme des gleichen Verfahrens begeben sich die Beiden nach Holland. Auch hier geht die Vernichtung vor sich. Bald aber erfährt Beaumarchais, dass Angelucci noch ein Exemplar aus dem Auto da fè gerettet und mit demselben und dem Gelde in der Tasche den Weg nach Nürnberg eingeschlagen habe, um dort die Drucklegung neuerdings zu beginnen. Wüthend über den ihm widerfahrenden Betrug wirft sich Beaumarchais in den Wagen und setzt dem Flüchtlinge nach. Ueber Nymwegen, Cleve, Düsseldorf, Köln, Frankfurt führt ihn sein Weg. Da endlich, nahe dem Ziele, will es das Glück, dass er, gerade am Eingange eines Waldes vor Neustadt an der Aisch, Angelucci auf einem kleinen braunen Pferde vor

sich hertraben sieht. Durch das Geräusch des Wagens aufmerksam gemacht, wendet Angelucci sich um, erkennt Beaumarchais, verlässt augenblicklich die Strasse und sucht im Dickicht des Waldes Schutz vor seinem Verfolger. Beaumarchais springt aus dem Wagen und stürzt sich, die Pistole in der Hand, auf Angelucci, dessen Pferd durch die immer dichter werdenden Bäume an rascherem Laufe gehindert wird. Beaumarchais erreicht den Flüchtling, ergreift ihn am Bein, wirft ihn vom Pferde, lässt ihn seine Taschen und seinen Reisesack leeren, und bemächtigt sich sowohl des unterschlagenen Exemplars des Libells als des Geldes, welches Angelucci mit sich führt. Durch seine flehentlichen Bitten in etwas besänftigt, überlässt ihn nicht allein Beaumarchais seinem ferneren Schicksal, ja er stellt ihm sogar einen Theil des ihm soeben abgenommenen Geldes wieder zurück.

Zufrieden mit der errungenen Beute denkt Beaumarchais an nichts mehr als an die Rückkehr zu seinem Wagen. Da wird er plötzlich, und zwar in dem Augenblicke, in welchem er Angelucci verlässt, von zwei Räubern überfallen, von denen der Eine, mit einem langen Messer bewaffnet, die Börse oder sein Leben verlangt. Beaumarchais will sein Pistol gegen ihn abfeuern, aber dasselbe versagt. Nun führt der Räuber mit seinem Messer einen gewaltigen Stoss gegen Beaumarchais' Brust, aber die Spitze trifft mitten auf die goldene Kapsel, welche das Creditiv des Königs von Frankreich umschliesst; sie gleitet an derselben ab und verwundet Beaumarchais am Kinn. Mit der Kraft und dem Muthe der Verzweiflung greift Beaumarchais nach dem Messer seines Gegners und

obwohl ihm die Hand durchschnitten wird, gelingt es ihm doch, denselben zu Boden zu werfen. Er hätte sich seiner völlig bemächtigt, wenn nicht der zweite Räuber, der Anfangs die Flucht ergriffen hatte, mit anderen Spiessgesellen in einiger Entfernung erschienen wäre. Neuerdings schwebt Beaumarchais in grosser Gefahr, aber die Ankunft seines Bedienten und der Ton des Posthorns verscheuchen die Räuber. Beaumarchais schleppt sich zum Wagen und eilt nach Nürnberg, um den dortigen Behörden das furchtbare Erlebniss zu melden, das er eben bestanden hatte.

So weit Beaumarchais selbst, aber freilich nur Beaumarchais allein. Denn während er von der nächsten Poststation Emskirchen den Weg nach dem noch mehrere Stunden von da entfernten Nürnberg fortsetzte, erschien schon, es war am 14. August nach halb sieben Uhr Abends, der Postillon Johann Georg Dratz vor der fürstlichen Stadtvogtei zu Neustadt. Dort gab er zu Protokoll, er habe einen Engländer, welcher kein Wort deutsch spreche, sammt dessen Bedienten, wie man wohl um vier Uhr Nachmittags gesehen habe, von Langenfeld durch Neustadt nach Emskirchen geführt. Er wisse nicht ob derselbe recht bei Sinnen gewesen sei oder was es sonst mit ihm für eine Bewandtniss habe. Daher fühle er sich zu der Anzeige verpflichtet, dass er, als er hinter Diebach sich zufällig umsah, wahrgenommen habe, der Reisende sei im Wagen aufgestanden und habe aus dem Sitzkästchen etwas wie ein Kammfutteral, aus demselben aber einen Spiegel und ein Rasirmesser genommen. Darum sei er, der Postillon, langsamer gefahren und, seine Beobach-

tung aufmerksam fortsetzend, der Besorgniss gewesen, dass der Reisende sich während des Fahrens rasiren wolle. Bei einem Wäldchen jedoch, welches Dratz das Leichtenholz nennt und das schon zu Neustadt gehörte, habe der Reisende anhalten lassen, sei aus dem Wagen gestiegen und mit dem spanischen Rohr in der Hand die Anhöhe hinauf in das Gehölz gegangen, während er gleichzeitig durch seinen beim Wagen zurückbleibenden Diener den Kutscher bedeuten liess, weiter zu fahren. In gemächlichem Schritte sei solches geschehen und endlich nahe dem Ausgange des Wäldchens wohl über eine halbe Stunde gewartet worden. Niemand sei vorübergekommen als drei Handwerksbursche, Zimmergesellen, welche ihre Bündel und Aexte auf dem Rücken trugen. Nach einem Weilchen sei endlich auch der Reisende gekommen; er habe seinem Bedienten gesagt und dieser es dem Kutscher verdolmetscht, „er habe Spitzbuben gesehen“; doch sei weder an der Hand noch sonst an dem Körper des Reisenden eine Verletzung wahrzunehmen gewesen; auch habe derselbe nichts davon erwähnt, wesshalb der Kutscher dem Bedienten nur antwortete: „Vielleicht hat der „Herr die Handwerksburschen gesehen und für Spitzbuben „gehalten.“ Nun habe der Passagier den Wagen wieder bestiegen und weiter fahren, als sie aber durch Neustadt gekommen waren, die Fenster öffnen lassen, wobei dem Kutscher an dem um die Hand gewundenen Tuche und an der Halsbinde des Reisenden Blutflecken aufgefallen seien. Auf die Frage, was ihm fehle, habe derselbe zwar erwiedert, „er sei geschossen worden“, jedoch dem Begehren des Postillons, nach Neustadt zurückzukehren und

bei der Stadtvogtei die Anzeige zu erstatten, nicht Folge gegeben, sondern ihm befohlen, nach Emskirchen weiter zu fahren. Bei dem dortigen Posthalter habe der Reisende zwar auch erklärt, von Räubern angefallen worden zu sein; er habe jedoch weder die Wunden gezeigt noch die gerichtliche Anzeige erstattet, sondern sei nach Nürnberg weiter geeilt.

Es komme ihm vor, so schloss der Postillon seine Aussage, als ob der Reisende sich mit seinem Rasirmesser irgend eine Verwundung beigebracht habe, um in Nürnberg Lärm zu machen und die Strasse, auf welcher leider vor kurzem erst bei Possenheim der Postwagen beraubt worden sei, in Verruf zu bringen, als ob auf derselben Reisende sogar bei Tag angefallen würden.

Auf eindringliches Befragen gab Dratz noch an, er habe in dem ohnediess ganz lichten Gehölze ausser den drei Handwerksburschen gar Niemand gesehen, auch nicht das geringste Geräusch, viel weniger einen Schuss gehört, somit nicht das Mindeste wahrgenommen, woraus sich auf die Anwesenheit räuberischen Gesindels in dem Wäldchen hätte schliessen lassen.

Diess der Bericht des Postillons, hinsichtlich dessen nur noch zu bemerken sein wird, dass in demselben von einem vor dem Wagen herreitenden Manne, von dessen Flucht in das Gehölz und dessen Verfolgung durch Beaumarchais, endlich von einer Entfernung des Dieners vom Wagen und die dadurch herbeigeführte Rettung seines Herrn auch nicht das Mindeste vorkommt. *)

*) Protokoll, aufgenommen am 14. Aug. 1774 mit dem Postillon Dratz. Beilage I. Dieses und alle folgenden, bisher ungedruckten

Diesem schlichten und unverdächtigen, noch am Tage des vermeintlichen Ereignisses abgegebenen Zeugnisse gegenüber zerfällt wohl die ganze romantische Begebenheit, wie sie von Beaumarchais erzählt wird, in nichts. Denn selbst wenn man gegen alle Wahrscheinlichkeit doch annehmen wollte, dass der Postillon im Interesse des guten Rufes der Strasse, die er befuhr, und welcher durch den früheren räuberischen Angriff auf den Postwagen nicht wenig gelitten haben mochte, den Vorfall zu beschönigen sich bemühte, so ist doch kein Motiv zu erdenken, wesshalb er den Beweggrund des Reisenden, den Wagen zu verlassen und sich in das Gehölz zu vertiefen, anders angegeben haben sollte als es wirklich der Fall war. Um diesen Beweggrund aber dreht sich Alles, und noch von ungleich grösserem Interesse als der fingirte Raubanfall selbst ist es zu constatiren, ob Angelucci, wenn er überhaupt existirte, wirklich auf der Reise nach Nürnberg begriffen war und des noch vorhandenen einzigen Exemplares des Libells durch Beaumarchais beraubt wurde.

Folgen wir einstweilen dem Letzteren nach Nürnberg; aus dem Verlaufe desjenigen, was ferner sich zutrug, wird wohl auch die Beantwortung jener Frage sich ergeben.

Weit vorgeschritten war die Nacht, als Beaumarchais in Nürnberg eintraf und bei dem Gastwirth Konrad Gruber zum rothen Hahn auf dem Kornmarkt sein Absteigquartier nahm. Allsogleich erzählte er von dem ihm widerfah-

---

Aktenstücke befinden sich theils im Original, theils in authentischen Abschriften im kaiserlichen Staatsarchive.

renen Ueberfall, und da der Wirth bei dem Eintreffen des Fremden nicht zu Hause war, sandte man nach dem Postsecretär Fetzer, um den Bericht des Reisenden zu hören, der sich wie am Stadtthore zu Neustadt, so auch hier de Ronac nannte. Vor Fetzer, dem mittlerweile heimgekehrten Wirthe Gruber und einem zufällig anwesenden Oberstlieutenant von Nitschky erzählte Ronac sein Abenteuer und zeigte zur Bestätigung seiner Angaben die Wunden am Kinn und an der Hand.*) Gleichzeitig gab er in einer rasch zu Papier gebrachten Skizze eine genaue Beschreibung der Räuber, ja er wusste sogar ihre Namen zu nennen; wenigstens versicherte er, dass sie sich gegenseitig zugerufen hätten und der Eine von seinem Spiessgesellen Angelucci, der Andere aber Atkinson genannt worden sei.**) In einer am nächsten Morgen

*) Protokoll, aufgenommen am 16. August mit Karl v. Fetzer, Oberstlieutenant von Nitschky und dem Gastwirthe Gruber. Beilage II.

Protokoll, aufgenommen mit dem Gastwirthe Gruber am 4. Sept. 1774. Beilage III.

**) Dans un bois de sapins environ une lieue avant Neustatt, M. de Ronac a été attaqué par deux hommes dont l'un armé d'un couteau à gaîne, est de taille environ cinq pieds deux pouces, grêle de corps, visage maigre et long, nez aquilin, les yeux grands, noirs et funestes, le teint très-jaune. Il porte des cheveux noirs sous une perruque blonde et ronde. Il a une redingote anglaise bleue à boutons de cuivre, une veste rouge, culotte de peau et des bottines; en général l'air et la tournure d'un juif. Son camarade, en l'appelant, l'a nommé Angelucci. Il a un petit cheval bai brun avec une marque blanche tout le long de la tête.

Le second est grand, a une veste grise sans manches; il portait un habit bleu sur son bras et un grand chapeau sans bordure. Il a le teint assez blanc, est blond de poil et le visage plein. Son camarade étant terrassé par M. de Ronac, l'a appelé Hatkinson.

Ecrire à M. de Ronac, gentilhomme français à la poste restante à Vienne.

vor dem Bürgermeister von Nürnberg zu Protokoll gegebenen Aussage wiederholte er diese Behauptung.*)

Es ist fürwahr ein gewagtes Spiel des Muthwillens und der Vermessenheit, wenn Beaumarchais so weit geht, hier den vermeintlichen Räubern dieselben Namen zu geben, welche nach seinen zahlreichen Berichten nach Paris ein und dasselbe Individuum, der Drucker des zu beseitigenden Pamphlets führte. In Nürnberg aber, wo man von der ganzen Geschichte mit der Schmähschrift nicht das Mindeste wusste, hielt man natürlich die Angaben des Fremden Anfangs für wahr. Auch dort erregte der Umstand, dass binnen zehn Tagen ein zweiter Raubanfall auf der stark besuchten Strasse nach Frankfurt vorgekommen sein sollte, peinliches Aufsehen. Die strengste Untersuchung wurde eingeleitet und man hätte es gar zu gern gesehen, wenn zur Erleichterung derselben der Fremde noch länger in Nürnberg geblieben wäre. Der aber versicherte allsogleich nach Wien abreisen zu müssen, um über die ihm widerfahrene Unbill bei dem Kaiserhofe selbst Beschwerde zu führen. Unverweilt und sogar ohne seine Wunden von einem Arzte verbinden zu lassen, machte er sich auf den Weg. Von Regensburg aus schrieb er an Fetzer und wiederholte theils die früheren Aussagen, theils gab er ihm neue, etwas abweichende Umstände zur Hand, welche zu leichterer Auffindung der Räuber zu dienen hätten**). Er selbst ging zu Schiff nach

*) Protokoll, aufgenommen am 15. Aug. 1774 mit Ronac. Beilage IV.

**) Ronac an Fetzer. Regensburg, 15. August 1774. Abschrift. Beilage V.

Wien, wo er in dem Hause „zu den drei Laufern" auf dem Michaeler Platze Quartier nahm.

Am 19. August traf Beaumarchais in Wien ein, und schon am folgenden Tage überreichte er dem Kabinetssecretär der Kaiserin, Freiherrn von Neny, ein an die Letztere gerichtetes Schreiben*), in welchem er sie versicherte, vom äussersten Westen Europa's sei er nach Wien geeilt, um ihr Dinge mitzutheilen, welche ihr Glück, ihre Ruhe, das Innerste ihres Herzens betreffen. Keinen Augenblick möge sie versäumen, ihn zu hören; und ihm daher unverweilt einen Mann ihres Vertrauens zu senden. Nicht als ob er ihm die Geheimnisse mittheilen wolle, die er nur ihr allein kundgeben dürfe, aber er werde ihm genug sagen, um von ihr eine Audienz zu erhalten, von welcher kein Anderer Kenntniss erlangen dürfe. Wenn die Kaiserin hierauf eingehen wolle, so möge sie ihrem Abgesandten ein Billet von ihrer Hand mitgeben, ungefähr des Wortlautes:

„Herr de Ronac kann sich ungescheut der Person „mittheilen, welche ihm dieses Billet einhändigen wird; „sie ist mit meinem Vertrauen beehrt."

Maria Theresia war in der That begierig, die von dem Fremden angekündigte geheimnissvolle und sie so nahe angehende Mittheilung zu hören. Sie schrieb das von ihm verlangte Billet und sandte es mit folgenden Worten an den Statthalter von Niederösterreich, Grafen Christian August von Seilern:

---

*) Ronac an Maria Theresia. Wien, 20. August 1774. Eigenhändig geschriebenes Original. Beilage VI.

„er wird aus diser sache sehen wo diser mentsch sich „findet; wan er ihme mögte heut noch sehen zu reden. „ich halte zwahr gahr nichts auff all dise secreten, die „gewis wider oder meurtre oder empoisonement sein „werden, allein weillen es einen dritten, nicht mich an„gehet, will nichts unterlassen, habe also das begerte Zet„tul beygelegt. ist nicht nöthig, wan er es nicht findet, „das er seinen nahmen wisse, der ihme kunte auffsehen „verursachen. ich habe nicht geglaubt, wem andern diser „sache zu chargirn, nachdeme so ville proben seiner „einsicht und eyffer habe als prudentz. wan er was weis, „mögte er es mir mündlich oder schrifftlich erinern, um „alle stund, wan er will.“

„diser briff ist mir durch neny geschickt worden, deme „aber nicht darzu brauchen wollen, es aber weis.“

Gleich nach Empfang dieses Briefes liess Seilern den Fremden zu sich berufen. Derselbe antwortete schriftlich, dass er während der Nacht an einer Art Blutbrechen gelitten habe, welchem er seit seinem Unfall bei Nürnberg unterworfen sei*), doch werde er sobald als nur immer möglich sich einfinden, und wirklich erschien er nach Verlauf von zwei Stunden bei Seilern. Er theilte

*) Ronac an Seilern. M. de Ronac qui s'est trouvé excessivement incommodé toute la nuit d'une espèce de crachement de sang qui le prend assez souvent depuis l'accident qui lui est arrivé auprès de Nuremberg, n'est pas habillé en ce moment. Il prie Monsieur le Comte de Saller de vouloir bien l'excuser s'il ne se rend pas sur le champ à ses ordres. Il aura cet honneur aussitôt qu'il sera en état de sortir, ce qui ne peut faire d'autre retard que d'une heure au plus. M. de Ronac a l'honneur de présenter son respectueux hommage à Monsieur le Comte.

Vienne le 21 aoust 1774.

ihm mit, dass er von dem Könige von Frankreich mit einem eigenhändigen wichtigen Auftrage nach England und Holland entsendet worden sei. Zur Vollführung desselben habe er sich auch nach Deutschland begeben müssen, wo er bei Nürnberg von Räubern überfallen wurde. Nur dadurch sei er vom Tode gerettet worden, dass der mörderische Stoss von der Kapsel abglitt, in welcher er des Königs Ordre verwahre. Er zeigte auch diese Kapsel dem Grafen Seilern, fügte aber hinzu, er könne sich nicht noch weiter erklären. Die der Kaiserin zu machende Mittheilung beziehe sich auf die Königin von Frankreich; auch bitte er um baldigste Audienz, denn er könne nur kurze Zeit sich aufhalten und gedenke vor Niemand, am allerwenigsten aber vor dem französischen Botschafter sich zu zeigen. Schliesslich vertraute er, um schneller und sicherer zu seinem Ziele, der erbetenen Audienz zu gelangen, dem Grafen Seilern die Schrift des Königs, um sie Maria Theresia vorzuweisen.*) Er machte noch darauf aufmerksam, dass er darin mit seinem wirklichen Namen Beaumarchais bezeichnet sei, während er, um das Geheimniss zu wahren, unter dem Pseudonym de Ronac reise.

Graf Seilern erwiederte, dass er sich binnen einer Stunde nach Schönbrunn zu begeben gedenke, der Kaiserin Bericht zu erstatten und ihre ferneren Befehle zu erbitten. Er stellte es Beaumarchais frei, sich ebenfalls dahin zu verfügen, um wenn die Kaiserin ihn sehen wolle, gleich bei der Hand zu sein. Und wirklich liess ihn Maria Theresia ungesäumt vor; in der alleinigen

*) Nach Beaumarchais' Erzählung hat er selbst, jedoch erst bei der Audienz die Handschrift des Königs der Kaiserin überreicht.

Gegenwart Seilerns fand die Audienz statt. Sie begann mit der uns schon bekannten Erzählung von dem Libell, zu dessen Unterdrückung Beaumarchais ausgesendet sei, von seiner Unterhandlung mit Angelucci, der Verfolgung desselben nach Deutschland und seiner Habhaftwerdung bei Nürnberg. Nur der räuberische Ueberfall, den Beaumarchais gleichzeitig zu bestehen gehabt, sei Schuld, dass er ihn wieder aus den Augen verlor. Er schlage der Kaiserin vor, nicht nur zu Nürnberg, sondern auch zu Venedig, wo Angelucci daheim sei, Nachforschungen nach dem Libell anstellen zu lassen. Er halte dies für um so nöthiger, als aus dem Abdrucke, den er hiemit der Kaiserin überreiche, wohl hervorgehe, dass die Schmähschrift hauptsächlich die Königin betreffe. Da sei denn zu besorgen, dass wenn sie dem nicht nur sehr jungen und misstrauischen, sondern sehr sittenstrengen Könige vor die Augen käme, solches unfehlbar für dessen Gemalin die betrübtesten und übelsten Folgen nach sich ziehen müsste.

Zur Verhinderung eines so ausserordentlichen Unglückes schlage er der Kaiserin vor, das Pamphlet hier in Wien mit Hinweglassung der für die Königin verletzendsten Stellen neuerdings in Druck legen zu lassen. Denn nur in solcher Weise sei es möglich, den König durch Vorweisung eines gedruckten Exemplars von der Vollziehung seines Auftrages zu überzeugen und ihm doch die verläumderischen Behauptungen zu verschweigen, welche das Libell über seine Gemalin enthielt. Wie viel er auch dabei wage, so erbiete er sich doch, die Abänderung der Schmähschrift selbst zu besorgen, und er

glaube nicht, hiedurch wider die seinem Könige schuldige Treue zu handeln, denn er gebe ja ein Werkzeug ab, wodurch demselben Verdruss und Unruhe erspart und auch sonst grosses Unheil verhütet werde.

Durch die so oft wiederholte und mit so grosser Emphase vorgebrachte Schilderung der äussersten Gefährlichkeit des Pamphlets wurde Maria Theresia neugierig gemacht auf dessen Inhalt. Beaumarchais las ihr dasselbe von Anfang bis zu Ende vor. Während dieses durch mehrere Stunden dauernden Vortrages erging er sich oft in weitläufigen Erörterungen über die Personen und Zustände des französischen Hofes, so dass man wohl sah, wie tief er in dieselben eingeweiht sei. Als die Vorlesung zu Ende war, bat er die Kaiserin um Mittheilung ihres Entschlusses. Maria Theresia erklärte darauf sogleich, dass sie einen Umdruck und somit eine Verfälschung des Libells nimmermehr gestatte. Da jedoch die Sache selbst so wichtig erscheine, um eine reifliche Ueberlegung zu verdienen, die vor Allem eine erneuerte und bedächtige Durchlesung der Schmähschrift erfordere, so werde sie ihr Beaumarchais wohl für ein paar Tage zur Verfügung stellen. Unbedenklich willigte dieser in das Begehren der Kaiserin*), und wir wollen ihm bereitwillig Glauben schenken, wenn er uns erzählt, Maria Theresia habe ihn mit dem Rathe verabschiedet, er möge sich eine Ader schlagen lassen. Einerseits wissen wir, dass die

*) Die Zusammenkunft Beaumarchais' mit Seilern und seine Audienz bei Maria Theresia sind hier genau nach der im kais. Staatsarchive befindlichen Note des Grafen Seilern an den Fürsten Kaunitz vom 22. August 1774 dargestellt.

Kaiserin in Folge ihrer eigenen vollblütigen Körperbeschaffenheit ungemein viel auf dieses Heilmittel hielt, und andererseits mag ihr Beaumarchais nach der treffenden Bemerkung Loménie's einen ähnlichen Eindruck wie dem Gastwirth Gruber in Nürnberg, und wie wir hinzufügen können, auch dem ehrlichen Dratz gemacht haben, die ja beide der Meinung waren, dass es in seinem Kopfe nicht richtig sei.

Der Augenblick, in welchem wir die Kaiserin mit der erneuerten Durchlesung der Broschüre beschäftigt sehen, wird wohl auch der geeignete sein, auf den Inhalt derselben hier einzugehen. Wir entnehmen ihn der Abschrift, welche man damals in aller Eile anfertigen liess und die sich gegenwärtig im kaiserlichen Staatsarchive befindet. *)

In einer kurzen Einleitung kündigt der Verfasser des Libells dasselbe als einen Auszug aus einem grösseren Werke an. Mit scharfen Worten wendet er sich dann gegen das Königthum im Allgemeinen und insbesondere die Art und Weise, in welcher damals die monarchischen Rechte von den Fürsten ausgeübt wurden. Er betrachte, so lässt er sich vernehmen, ein Königreich wie ein grosses Landgut, dessen Besitzer seine Herrenrechte ausüben dürfe, ohne jedoch in irgend einer Richtung die Freiheit seiner Vasallen zu beschränken. Von diesem Standpunkte aus

---

*) Sie führt den Titel: Dissertation extraite d'un plus grand ouvrage, ou avis important à la branche espagnole sur ses droits à la couronne de France, à défaut d'héritiers, et qui peut être mesme très-utile à toute la famille de Bourbon, surtout au Roi Louis Seize. G. A. A Paris. MDCCLXXIV.

habe er sich mit dem Erbrechte der verschiedenen Kronen, insbesondere aber mit demjenigen beschäftigt, welches in Ermanglung directer Erben des Scepters von Frankreich dem spanischen Zweige des Hauses Bourbon auf dasselbe zustehe. Auf diese Frage allein beziehe sich der Auszug aus seinem Buche, den er hiemit der Oeffentlichkeit übergebe. Mit Drohungen, die geheimsten Dinge ans Licht zu ziehen, welche seiner Behauptung nach im Werke seien, um an Stelle der trotz einer fünfjährigen Ehe noch immer fehlenden Kinder des Königs von Frankreich in unrechtmässigster Weise einen Ersatz treten zu lassen, schliesst er das Vorwort, um in der Schrift selbst den Gegenstand näher zu beleuchten.

Sie beginnt mit einer düsteren, leider nur allzu wahren Schilderung des Zustandes von Frankreich im Augenblicke des Todes des Königs Ludwig des Fünfzehnten. Hätte der giftige Krankheitsstoff, der ihn dahin gerafft, auch seine Enkel ergriffen, wie es seinen verehrungswürdigen Töchtern widerfuhr, so wäre Frankreich in alle Rechte zurückgetreten, deren eine lange Reihe erblicher Despoten es nach und nach beraubte. Denn nur durch Aufopferung der usurpirten Machtvollkommenheit der bisherigen Könige und durch Wiedereinsetzung der Nation in ihre früheren Rechte hätten die spanischen Bourbons ihre Ansprüche auf die Krone Frankreichs zu verwirklichen vermocht. Wenn damals das französische Volk die Fesseln nicht abzustreifen gewusst hätte, so wäre es womöglich noch nichtswürdiger gewesen als die furchtbare Sclaverei, in welche die Tyrannei seiner Könige es gestürzt.

Es sei jedoch nicht so gekommen; Ludwig dem Fünfzehnten sei sein Enkel und mit ihm dessen Gemalin auf dem Throne gefolgt, welche sich bemüht habe, durch eine studierte und anscheinend betrübte Haltung, die der Rolle der Iphigenie von Gluck, wie die „Nymphe“ Arnould*) sie darstellte, nachgebildet war, so wie durch verstellte Thränen die Freude zu verhüllen, endlich am Ziele ihrer Wünsche angelangt zu sein.

Doch er täusche sich, fährt der Verfasser fort, wenn er die Königin als am Ziele ihrer Wünsche angelangt erkläre. Dieser ehrgeizigen und gefallsüchtigen Frau fehle ja noch die Hauptsache, die Mutter eines Prinzen zu sein, der im Falle des Todes des Königs sein Thronerbe sein würde.

Aus Rücksichten der Schicklichkeit müssen wir es uns versagen, auf den jetzt folgenden Inhalt der Schmähschrift hier einzugehen. Nur so viel kann angedeutet werden, dass sie sich nun über die verbrecherischen Kunstgriffe verbreitet, deren Anwendung nach der Behauptung des Verfassers die Königin beabsichtige, um Kinder zu bekommen, obgleich sie wohl wisse, dass die körperlichen Gebrechen ihres Gemals es für ihn als eine Unmöglichkeit erscheinen lassen, Nachkommenschaft zu erzeugen. In emphatischem Tone werden alle Prinzen, welchen ein Anspruch auf Frankreichs Königsthron zustehe, und vor Allem Ludwig der Sechzehnte selbst zur Wachsamkeit aufgefordert, um den Ehebruch zu verhindern, welchen die Königin im Sinne führe. „Erinnern

*) Die berühmte Sängerin Sophie Arnould.

„Sie sich," ruft unser Autor dem Könige zu, „dass sie „eine Oesterreicherin, also ehrgeizig ist?" „Erinnern Sie sich," fährt er mit einer pöbelhaften Beschimpfung gegen Maria Theresia fort, die er später auch des unerlaubten Umganges mit Kaunitz beschuldigt, „von welcher „Mutter sie abstammt, und dass diese, in Ermanglung „eines anderen Rathgebers, ihr der beste Helfershelfer in „derlei Dingen sein wird."

Die boshaftesten Verdächtigungen der Kaiserin und ihrer Tochter folgen hierauf. Nach Anschuldigungen, deren Wiederholung hier gleichfalls unthunlich erscheint, geht die Schrift auf die Umtriebe über, durch welche Maria Theresia sich bemühe, den König zu einem blinden Werkzeuge ihres Willens zu machen. Darum habe auch der Herzog von Aiguillon fallen müssen, weil er sonst im Stande gewesen wäre, über die geheime Correspondenz der Königin mit ihrer Mutter die wichtigsten Enthüllungen zu geben.

Wir kennen nun diesen Briefwechsel und wissen am besten, ob dessen Inhalt ein sträflicher oder gefährlicher war. Vielleicht wusste auch der Verfasser der Schmähschrift darum; doch lässt er sich nicht irre machen, gleich dieser noch viel andere Verleumdungen mit dem zuversichtlichen Tone unumstösslicher Gewissheit zu sagen. Er wendet sich hierauf gegen die Vertrauenspersonen der Königin, gegen Choiseul und Vermond. Er bezeichnet insbesondere den Ersteren als denjenigen, welcher als unmittelbares Werkzeug dienen soll zur Ausführung jener verbrecherischen Plane. Die Entfernung dieser Männer vom Hofe sei daher ganz unerlässlich, und den Tanten

des Königs müsse die strengste Ueberwachung seiner Gemalin anvertraut werden. Vor Allem sei ihr jedweder Einfluss auf die Geschäfte zu entziehen.

Ausser der Königin, dem Herzog von Choiseul und dem Abbé de Vermond wendet der Verfasser der Schmähschrift auch noch anderen Personen, sowohl der gefallenen als der damals neu ans Ruder gekommenen Regierung, seine nichts weniger als schmeichelhafte Aufmerksamkeit zu. Von den Ersteren sind es insbesondere der Kanzler Maupeou und dessen Genosse im früheren Ministerium, der Abbé Terray, die er zerfleischt, von den Letzteren aber gerade Sartines, hinsichtlich dessen er den König darauf aufmerksam macht, er habe, obgleich in der Armuth geboren, jetzt unermessliche Reichthümer aufgehäuft. Millionen von Menschen seien durch die Art und Weise zu Grunde gegangen, in der man auf seinen Antrag die Monopole auf Getreide und die übrigen nothwendigsten Lebensmittel ausgeübt habe. Die Herzoginnen von Chaulnes und Villeroi, die Fürstin von Beauveau, die Gräfin Brionne werden in den Strudel dieser Anklagen gezogen, und ausser Aiguillon ist es nur Maurepas allein, der von den vergifteten Pfeilen des Verfassers der Schmähschrift gemieden wird. Ganz Europa habe, so heisst es darin, die Berufung des Letzteren mit Beifall begrüsst. Solche Männer müsse man hören, und es könne nichts Ehrenvolleres geben, als ihren Rathschlägen zu folgen.

Mit einer wiederholten Apostrophe an den König und die Prinzen seines Hauses, sich mit dem Geiste dieser Schrift zu durchdringen und sie zur Richtschnur ihres

Verfahrens zu nehmen, mit einer emphatischen Versicherung der Reinheit seiner Absichten schliesst der Verfasser sein Pamphlet mit den folgenden, an den König gerichteten Worten: „Glauben sie einem Freunde Ihres Ruhmes, „Ihrer Ehre, Ihres Hauses, einem Freunde des öffent„lichen Wohles, mit einem Worte, einem wahren Fran„zosen. Dieses Wort schliesst Alles in sich.“

So lautet der wesentlichste Inhalt des Libells, welches nun Maria Theresia, vielleicht einen Augenblick schwankend über die Haltung, die sie dessen Autor gegenüber zu beobachten habe, durch Seilern dem Fürsten Kaunitz übersandte.

Mit der Bedächtigkeit und dem Scharfsinn, welche er wohl in jeder Lage seines Lebens bewährt hat, prüfte der vielerfahrne Staatsmann alles dasjenige, was ihm über den geheimnissvollen Fremden mitgetheilt wurde. Das Resultat dieser Prüfung bestand darin, dass Kaunitz nach seinem eigenen Ausdrucke Beaumarchais in zweifacher Beziehung für einen „sehr verdächtigen, untreuen und „straffälligen“ Menschen ansehen zu müssen glaubte, dessen Person man sich einstweilen versichern solle. Denn seiner eigenen Angabe nach sei Beaumarchais von dem Könige von Frankreich, seinem Gebieter, mit einer so geheimen Mission, dass ausser dem Könige und dem Minister Sartines kein Mensch in ganz Frankreich das Geringste davon wusste, nach England abgesendet worden. Dennoch trage er kein Bedenken, ohne Vorwissen, ohne Befehl, ja allem Anschein nach sogar wider den ausdrücklichen Willen seines königlichen Herrn das ganze Geheimniss in Wien unaufgefordert zu entdecken.

Das zweite und noch strafwürdigere Vergehen, das sich Beaumarchais habe zu Schulden kommen lassen, bestehe in dem wahrhaft vermessenen Vorschlage, den er der Kaiserin selbst zu machen gewagt habe, das Libell neuerdings, jedoch mit Beseitigung der für die Königin verletzendsten Stellen in Druck legen zu lassen und dadurch eine offenbare Fälschung zu begehen. Ja er habe sich erboten, die erforderlichen Aenderungen selbst zu bewerkstelligen, sich somit zum Werkzeug der Fälschung zu machen; dies Alles aber zu keinem anderen Zwecke, als um den König, der ihn mit grossen Kosten zur Entdeckung der Wahrheit und zu geheimer Unterdrückung des Libells abgesendet habe, in unverantwortlicher Weise zu betrügen.

Hiezu komme noch vieles Ungereimte und Unwahrscheinliche in den Angaben des Fremden. So sei die Ordre des Königs vom 10. Juli datirt, am 19. August aber Beaumarchais nach Wien gekommen. Man müsse es fast als unmöglich ansehen, in dieser kurzen Zeit all dasjenige zu thun, was Beaumarchais vollbracht zu haben behaupte. Eigenthümlich sei es, dass er nicht lieber das Manuscript statt des einzigen gedruckten Exemplars zurückbehalten habe, das nicht gleich den viertausend anderen den Flammen übergeben worden sei. Denn eben das Manuscript wäre es gewesen, welches zu fernerer Nachforschung nach dem Verfasser die besten Anhaltspunkte gewährt hätte.

Endlich biete auch der Inhalt des Libells neue Verdachtsgründe dar. So sei in demselben von der Inoculation des Königs als einer schon vollzogenen Thatsache,

ja von deren Wirkungen die Rede, während doch, wenn man die Zeit in Anschlag bringt, welche die Verfassung des Libells, die Ertheilung der Nachricht hievon nach England und die Entsendung des Unterhändlers zu dessen Beseitigung nothwendig erforderte, man damals in England noch kaum von dem Entschlusse des Königs, sich der Inoculation zu unterziehen, am allerwenigsten aber von den Wirkungen dieses Verfahrens in Kenntniss sein konnte. Und schliesslich sei durchaus nicht zu begreifen, warum Beaumarchais die Habhaftwerdung Angelucci's für so wichtig ansehe und wiederholt darauf dringe, nur ja Alles zu seiner Anhaltung in Bewegung zu setzen. Denn sei dieselbe auch jetzt noch so wichtig, so ergebe sich gerade daraus die Unwahrheit seiner sonstigen Behauptungen am klarsten. Warum habe er seiner Person sich nicht schon selbst versichert, was ihm bei jenem Zusammentreffen bei Neustadt leichter als dasjenige gewesen sein würde, was er mit demselben gethan zu haben sich rühme? Warum habe er erst nachträglich von dem Nürnberger Magistrate die Verfolgung und Verhaftung eines Mannes begehrt, den er früher in seiner Gewalt hatte und in unerklärlicher Weise verschwinden liess?*)

In solcher Art fasst der Staatskanzler die Gründe zusammen, welche ihn bestimmten, der Kaiserin den Rath zu ertheilen, sich einstweilen insgeheim und ohne dass es von Beaumarchais selber bemerkt wurde, seiner Person versichern zu lassen. Schon am Abende des 21. August geschah diess in der von Kaunitz beantragten, unmerk-

*) Kaunitz an den kaiserlichen Botschafter Grafen Mercy in Paris. Wien den 28. Aug. 1774.

lichen Weise. Dass Beaumarchais dessen wirklich nicht gewahr wurde, geht aus dem Schreiben hervor, das er am folgenden Tage an Seilern erliess. Er kündigte dem Statthalter seinen Entschluss an, sich neuerdings nach Schönbrunn zu begeben, um der Kaiserin den Inhalt der Aufzeichnungen vorzulesen, welche er den Tag hindurch zu Papier gebracht hatte.*)

Sie bezogen sich eigentlich nur auf das Begehren, die Schmähschrift neuerdings, jedoch in völlig veränderter Gestalt in Druck legen zu lassen. Denn dem Könige von Frankreich dürften die Anklagen, die sie wider seine Gemalin enthielt, niemals zu Gesicht kommen; sie würden ihn für alle Zukunft mit unaustilgbarem Misstrauen gegen sie erfüllen. Darin bestehe aber gerade die Hauptabsicht des Verfassers der Schmähschrift; man würde ihm helfen, seinen verabscheuungswürdigen Zweck zu erreichen, wenn man nicht das von Beaumarchais vorgeschlagene Gegenmittel ergriffe. Denn jedenfalls werde der König, wenn Beaumarchais nach Frankreich zurückkehre, den Inhalt des Libells, dessen Unterdrückung so viel Mühe und Kosten verursachte, kennen lernen wollen. Niemals aber könnte Beaumarchais sich dazu verstehen, dem Könige ein Exemplar des echten Libells vor die Augen zu bringen. Nachdem er in die schrecklichsten Gefahren sich gestürzt, um seiner angebeteten Königin den Schmerz zu ersparen, vor ihrem Gemal in schändlichster Weise sich verläumdet zu sehen, sollte er selbst zum Werkzeug so teuflischer Bosheit sich hergeben?

*) Beaumarchais an Seilern. 22. Aug. 1774. Beilage VII.

Auch wäre es eine Handlung der schreiendsten Undankbarkeit gegen den König, durch ein solches Verfahren die Ruhe seiner Seele zu stören, sein häusliches Glück zu vernichten. Nimmermehr dürfe das geschehen, und um es zu hindern, bleibe nichts übrig als seinem Vorschlage zu folgen, die Broschüre mit Hinweglassung der die Königin angehenden Stellen in Wien neuerdings zu drucken und sie dann in dieser ungefährlichen Form dem Könige vorzulegen.

Auch noch darum verdient dieses Schreiben an die Kaiserin besondere Aufmerksamkeit, weil es, was Kraft und Schönheit der Sprache betrifft, der berühmt gewordenen Denkschriften Beaumarchais' in dem Prozesse gegen den Richter Goëzman nicht unwürdig erscheint. Und des Mittels, welches er damals so meisterlich anzuwenden wusste, sich der Denkungsart derjenigen anzuschmiegen und ihre Meinung für sich zu gewinnen, um die es ihm in der ganzen Sache am meisten zu thun war, bediente Beaumarchais sich auch jetzt wieder, wenn gleich mit geringerem Glücke. Alle Folgen der Ausführung seines Vorschlages nimmt er auf sich, und er erklärt selbst die offene Ungnade seines königlichen Herrn nicht zu scheuen. „Was kann mir auch Schrecklicheres widerfahren,“ ruft er aus, „als was ich schon erduldete, um meine Aufgabe „zu erfüllen? War es nicht in dem Walde von Neustadt, „in welchen ich eindrang, um die meiner Wachsamkeit „entgangenen letzten Exemplare der wider die Königin „gerichteten Schmähschrift zu vertilgen, dass ich von „Missethätern in meuchlerischer Absicht angefallen wurde? „Und doch habe ich damals nicht mein Leben verloren.

„Ein Wunder hat mich gerettet und es mir möglich ge-„macht, mich der letzten Reste jenes Werkes zu bemäch-„tigen, dessen treulosen Herausgeber ich verfolgte. Dieser „unverkennbare Schutz der Vorsehung überzeugt mich, „dass ihr meine ganze Verfahrungsweise in dieser Ange-„legenheit genehm ist. Und zu welcher Strafe mich „auch eine übertriebene Strenge des Königs darum ver-„urtheilen mag, weil ich durch meine Klugheit sein Glück „und das der Königin sicherte, so werde ich sie doch „so lang mit Ergebung, ja vielleicht mit Freude ertragen, „als mein Gewissen mir das Zeugniss ertheilt, dass ich, „ohne meine Ehre, meine Pflicht und meine Ergebenheit „zu verletzen, ihm Dinge zu verbergen vermochte, welche „jene innige Verbindung zu stören im Stande wären, auf „deren Lösung die Bösewichter hinarbeiten, welche nach „Einfluss und Macht streben, indem sie die Weisheit, die „Tugend, die Schönheit auf dem Throne, ja die ganze „zauberische Grazie verläumden, welche Frankreich an „der geliebtesten der Königinnen verehrt.“ *)

Beaumarchais sich auf die Gebote der Vorsehung und auf den Trost berufen zu sehen, welcher ihm durch deren Gutheissung seiner Handlungsweise zu Theil wird, macht jetzt allerdings einen fast komischen Eindruck. Doch wissen wir nichts von der Wirkung, welche die Durchlesung dieses Schreibens auf Maria Theresia her-vorbrachte. Schon ehe es vor ihre Augen gelangt war, hatte Kaunitz beschlossen, dem Fremden gegenüber, wohl zunächst um die Kaiserin vor seiner zudringlichen Be-

*) Beaumarchais an Maria Theresia. 23. August 1774. Beilage VIII.

helligung sicher zu stellen, noch einen Schritt weiter zu gehen. Auf des Staatskanzlers Befehl begab am 22. August zwischen neun und zehn Uhr Abends sich ein Beamter der niederösterreichischen Regierung mit zwei Offizieren und acht Grenadieren in Beaumarchais' Wohnung. Er kündigte ihm an, dass er sich als Staatsgefangener anzusehen habe. Alle seine Schriften, dann die goldene Kapsel mit dem Schreiben des Königs wurden in Beaumarchais' Gegenwart mit dessen eigenem Petschaft versiegelt; auch seine Schatulle nahm man ihm ab.

Beaumarchais betrug sich dabei mit grösster Gelassenheit. Kaltblütig sagte er, dem kaiserlichen Befehle und der gegen ihn gebrauchten Gewalt werde und könne er sich nicht widersetzen*). Da er jedoch eine solche Ueberraschung niemals vermuthet habe und nur wünsche, dass man diesen übereilten Schritt nicht dereinst bereue, so bitte er den Grafen Seilern, die goldene Kapsel Niemand als der Kaiserin selbst zu übergeben. Er zweifle nicht, dass man seinetwegen allsogleich einen Courier nach Paris absenden werde. Dringend bitte er daher, noch vor dessen Abreise dem Grafen Seilern, sei es mündlich oder schriftlich, eine äusserst wichtige Mittheilung machen, dem Courier aber ein offenes Schreiben an den König oder an Sartines mitgeben zu dürfen, als die zwei einzigen Personen in ganz Frankreich, welche von seiner Mission in Kenntniss sich befänden. Endlich wünsche er, sich zur Ader lassen und zu seiner Bequemlichkeit seinen Diener,

*) Nach seiner eigenen Erzählung soll Beaumarchais auf die Anrede „point de résistance“ erwiedert haben: „j'en fais quelquefois contre les voleurs, mais jamais contre les empereurs“. Loménie. I. 400.

den man nicht hart behandeln möge, indem er nicht in das Mindeste eingeweiht sei, bei sich behalten zu dürfen*).

Alle diese Begehren wurden erfüllt; Seilern sandte seinen eigenen Arzt zu dem Gefangenen, und nur den Diener glaubte man einstweilen von Beaumarchais entfernen und durch einen Lohndiener ersetzen zu sollen, welcher des Französischen mächtig war. Und da endlich Beaumarchais im Augenblicke seiner Verhaftung eine Beschwerdeschrift an die Kaiserin hatte entwerfen wollen, hieran aber durch die Wache gehindert worden war, so sandte man ihm Tinte, Federn und Papier, um davon ungestört Gebrauch zu machen. Beaumarchais that dies in so ausgiebigem Maasse, dass er an dem Abende des 24. August dem Grafen Seilern schon drei Briefe zugesandt hatte. Er könne seine Verhaftung, so heisst es darin, nur dem Zweifel der Kaiserin zuschreiben, ob er wirklich Beaumarchais oder ob er ein Betrüger sei. Er bemühte sich für den ersteren Umstand Beweise zu liefern, und bedachte zu wenig, dass man ihn zwar für Beaumarchais selbst und darum doch nicht weniger für einen Mann ansehen konnte, welcher Betrügereien im Sinne führe. Den Hauptnachdruck aber legte er auf die dringende Nothwendigkeit, allsogleich nach Nürnberg zu senden, und dort so wie in dem unfern davon gelegenen Schwabach nach Angelucci und der Broschüre zu forschen, welche er daselbst ohne Zweifel neuerdings zum Abdrucke zu bringen gedenke. Wenn man seiner habhaft zu werden

*) Seilern an Kaunitz. 23. August 1774.

vermöge, so solle man ihn doch allsogleich nach Wien bringen; dort gelänge es vielleicht noch dasjenige von ihm zu erfahren, was in der ganzen geheimnissvollen Angelegenheit noch unaufgeklärt erscheine*).

Es ist wohl selbstverständlich, dass bei der Anschauung, welche sich Kaunitz über Beaumarchais gebildet hatte, dessen Briefe ihn nicht zu seinen Gunsten umzustimmen vermochten. Aber selbst bei einer milderen Auffassung der ganzen Sache wäre eine solche Umstimmung des Staatskanzlers doch durch einen Umstand unmöglich gemacht worden, der inzwischen eingetreten, Beaumarchais aber freilich unbekannt war. An demselben Tage, an welchem er so eifrig an den Grafen Seilern schrieb, traf auch, ohne dass in dieser Beziehung von Wien aus noch irgend eine Anregung geschehen wäre, von dem Postamte zu Nürnberg bei dem Generalintendanten Freiherrn von Lilien die Anzeige von den dortigen Vorfällen ein. Ihr lagen schon einige der protokollarischen Aussagen bei, die uns bereits bekannt sind, und an deren Mittheilung man die Bemerkung knüpfte, dass wohl die ganze Erzählung von dem räuberischen Ueberfalle nur eine Erdichtung sei**).

Hiezu kam noch, dass Beaumarchais, wie von einem verhängnissvollen Schicksal getrieben, fortwährend selbst dazu beitrug, seine Lage immer mehr zu verschlimmern und die Verdachtsgründe gegen seine Person zu verstärken. Vor Allem war dies durch das offene Schreiben der

*) Drei Briefe Beaumarchais' an Seilern vom 24. Aug. 1774, sämmtlich eigenhändig geschriebene Originale. Beilage IX. X. XI.

**) Promemoria. Nürnberg, 18. August 1774. Beilage XII.

Fall, das er an den Minister Sartines richten zu dürfen bat. In der darin enthaltenen Entschuldigung, dass er das ihm anvertraute Geheimniss in Wien preisgegeben habe, glaubte Fürst Kaunitz den besten Beweis für die Richtigkeit seiner Vermuthung erkennen zu sollen, Beaumarchais habe zu solcher Mittheilung keine Ermächtigung besessen*). Ausserdem enthalte dieselbe Stelle, schrieb der Staatskanzler an den Grafen Mercy**), einen offenbaren Widerspruch und eine handgreifliche Falschheit, denn Beaumarchais erkläre, dass er, wenn er sich der Person Angelucci's würde versichert haben, wohl auch der Kaiserin wenigstens in allgemeinen Ausdrücken einige Kenntniss von seinem Auftrage geben zu dürfen geglaubt hätte. In Wirklichkeit aber habe er das ganze Geheimniss und zwar in einem Augenblicke geoffenbart, in welchem Angelucci weder verhaftet worden, noch hiezu irgend welche gegründete Aussicht vorhanden sei. Ja es werde dies wohl um so weniger geschehen, als ja Beaumarchais selbst, statt hiezu in Nürnberg die geeigneten Vorkehrungen zu treffen, ohne irgend eine genügende Ursache und wahrscheinlich gegen den Willen des Königs sich nach Wien begeben, ja noch überdies diese Reise so langsam gemacht habe, dass dadurch dem Flüchtling ausreichend Zeit gelassen wurde, ferneren Nachforschungen sich zu entziehen.

Auch der Brief an Sartines bestätige das Auffallende des Umstandes, dass Beaumarchais so heftig auf die

*) Beaumarchais an Sartines. 24. Aug. 1774. Beilage XIII.

**) Depesche des Fürsten Kaunitz an den Grafen Mercy vom 28. August 1774.

Verfolgung und Verhaftung Angelucci's dringe, während er doch selbst erkläre, den Minister in einem früheren Schreiben versichert zu haben, seit er Angelucci bei Neustadt die letzten Exemplare der Schmähschrift entrissen, bürge er mit seinem Leben dafür, dass niemals auch nur ein Blättchen derselben ans Licht treten werde.

Endlich sei auch der eigenthümliche Widerspruch zwischen dem Datum des königlichen Schreibens und der Darstellung der Leistungen, welche Beaumarchais während der seither verflossenen anderthalb Monate vollbracht haben wolle, durch dessen Brief an den französischen Minister bestätigt. Denn Beaumarchais behaupte ja selbst darin, dass er seit drei Monaten schon mit Aufgebot all seiner Kraft gegen Angelucci kämpfe, während doch in dem vom 10. Juli datirten Schreiben des Königs deutlich gesagt sei, dass Beaumarchais sich noch in Frankreich befinde und von dort baldmöglichst abreisen werde*).

Aus dem, was wir gegenwärtig wissen, geht unzweifelhaft hervor, dass Kaunitz in dieser einen, wenn gleich wohl nur der einzigen Beziehung Beaumarchais Unrecht that. Denn bekanntlich hatte er schon einige Zeit hindurch sich in London befunden, als ihm erst König Ludwig, durch sein unablässiges Andringen dazu vermocht, das gewünschte Creditiv übersandte. Diese Schrift aber lautete allerdings in einer Weise, dass sie in dem Leser die Meinung hervorrufen musste, Beaumarchais habe zur Zeit ihrer Ausstellung noch in Frankreich verweilt. Auch Kaunitz konnte in diesem Umstande nur eine Bestätigung

*) Le sieur de Beaumarchais' chargé de mes ordres secrets, partira pour sa destination le plus tôt qu'il lui sera possible...

der schwer wiegenden Verdachtsgründe erblicken, die gegen Beaumarchais vorlagen. Doch liess er durch dieselben, so überzeugend sie auch waren, sich doch nicht zu noch weiter gehenden Schritten gegen Beaumarchais hinreissen. Die bedächtige Vorsicht, die er jederzeit beobachtete, verliess ihn auch hier nicht. Der beste Beweis dafür liegt nicht nur darin, dass er Beaumarchais' Begehren um Absendung eines Commissärs, der mit ihm seine Papiere durchgehen und Alles dasjenige entgegennehmen könnte, was er zu seiner Rechtfertigung vorzubringen habe, allsogleich gewährte, sondern noch mehr in der Wahl des Mannes, welchem er diese Sendung übertrug. Es war diess kein Anderer als Joseph von Sonnenfels.

Nur ein Jahr jünger als Beaumarchais, war Sonnenfels gleich Jenem in geringen, ja in noch viel gedrückteren Lebensverhältnissen geboren. Denn sein Vater, der Perlin Lipmann hiess und in dem mährischen Städtchen Nikolsburg wohnte, war israelitischen Glaubensbekenntnisses, und wer die damalige Stellung der Juden in Oesterreich kennt, weiss wohl, dass sie für einen genialen und hochstrebenden Geist gewiss nicht ungünstiger gedacht werden kann. Freilich wurde sie dadurch nicht unwesentlich verbessert, dass Perlin Lipmann mit seinen Söhnen, die damals noch in zartem Alter sich befanden, sich taufen liess, wobei er den Namen Sonnenfels annahm. Aber die jüdische Abstammung und Familie — denn Lipmann's Gattin blieb bis zu ihrem Tode dem Glauben ihrer Väter getreu — bildete doch immer ein schwer zu übersteigendes Hinderniss bei Allem, was der junge Sonnenfels

unternahm. So kam es, dass nachdem er in seiner Vaterstadt Nikolsburg einige Gymnasialstudien gemacht hatte, Sonnenfels in seinem sechzehnten Lebensjahre nichts Besseres zu thun wusste, als in das Infanterie-Regiment Deutschmeister als gemeiner Soldat sich einreihen zu lassen. Lernbegierig wie er war, benützte er den Umgang mit französischen und italienischen Deserteuren, ihre Muttersprachen sich eigen zu machen. Mit Heisshunger verschlang er alle Bücher, deren er habhaft zu werden vermochte, und als endlich sein Regiment nach Wien kam, da wurde der Drang in ihm immer stärker, sich völlig den Studien zu weihen. Besass er auch keine so mächtige Protection, wie Beaumarchais an den Töchtern des Königs sie gefunden, so war doch auch Sonnenfels nicht ohne alle Beschützer. Die Fürstin von Trautson, Gemalin des zweiten Obersthofmeisters der Kaiserin und hochangesehen bei derselben, dann der Kammerherr des damaligen Erzherzogs Joseph, später sein Oberststallmeister und vertrauter Freund, Graf Johann Karl von Dietrichstein waren die mächtigsten unter ihnen. Sie bewirkten, dass Sonnenfels aus dem Militärdienste entlassen wurde, und mit Feuereifer warf er sich nun auf die juridischen Studien. Aber bald wurde er ihnen wieder durch den unwiderstehlichen Drang, sich durch Aneignung eines tadellosen Styls zum Schriftsteller auszubilden, mehr und mehr entfremdet. Den Gelehrten im ausserösterreichischen Deutschland wollte er zeigen, dass es auch in Oesterreich Männer gebe, deren Arbeiten ihren literarischen Leistungen an die Seite gesetzt zu werden verdienten. Bald gelang es ihm auch, die öffentliche Auf-

merksamkeit auf sich zu lenken; weniger glücklich war er jedoch in seinem Bemühen, eine Stelle zu finden, die ihn mindestens vor Nahrungssorgen schützte. Endlich wurde er, da er einen seinen Bestrebungen angemesseneren Posten durchaus nicht zu erlangen vermochte, Rechnungsführer bei der Leibgarde der Kaiserin. Was ihm jedoch damals fast wie eine Demüthigung erschien und worauf er nur nothgedrungen einging, gereichte ihm nach seinem eigenen Geständnisse zum Glücke. Er wurde mit dem General von Petrasch und dem Staatsrathe von Borié bekannt und gewann die Achtung und Zuneigung dieser beiden hervorragenden Männer. Borié stellte bei der Kaiserin den Antrag, Sonnenfels zum Lehrer der Staatswissenschaften an der Wiener Hochschule zu ernennen. Ein anderes Mitglied des Staatsrathes, Freiherr von König, bemühte sich und setzte es durch, dass man mit dieser Stelle auch das zu einer gesicherten Existenz erforderliche Einkommen verband.

Nun sah sich Sonnenfels plötzlich so recht in sein eigentliches Lebenselement versetzt. Mit einem gewinnenden Aeusseren und einem glänzenden Vortrage ausgerüstet, machte er sich zum Dolmetsch der Ideen, welche damals mit unwiderstehlicher Gewalt ganz Europa überströmten und denen insbesondere die heranwachsende Generation enthusiastisch sich hingab. Darum ward denn auch bald der Einfluss ein gewaltiger, welchen Sonnenfels auf seine Zuhörer gewann, und mit einem Freimuth, der für jene Zeit ohne Beispiel war, mit bewunderungswürdiger Furchtlosigkeit begann und führte er den Kampf gegen die Einrichtungen des Staates,

welche ihm unvereinbar schienen mit dem öffentlichen Wohle. Freilich waren es mächtige und eifrige Gegner, welche Sonnenfels sich dadurch erweckte. Aber selbst Befehle der Kaiserin, die man zu erwirken gewusst hatte, um Sonnenfels zu zwingen, über einzelne Fragen, wie über das Asylrecht der geistlichen Häuser oder die Abschaffung der Tortur und der Todesstrafe Stillschweigen zu beobachten, verfehlten ihre Wirkung. Und zuletzt war es doch wieder Maria Theresia selbst, welche an dem offenen Wesen des begeisterten Lehrers der Jugend, an der unbeugsamen Treue seiner Ueberzeugung und wohl auch an den Anschauungen Gefallen fand, die er zur Geltung zu bringen sich bemühte. Er solle nur nach den Grundsätzen arbeiten, liess sie ihn bedeuten, die er für die echten ansehe*). Durch dienstliche Beförderung so wie durch Erhöhung seines Einkommens gab sie ihm ausserdem sehr willkommene Beweise ihres Wohlwollens. So wurde er schon im Jahre 1769, also im sechsunddreissigsten Lebensjahre zum niederösterreichischen Regierungsrathe ernannt. Dem Einflusse des Statthalters Grafen Seilern schreibt er zunächst es zu, dass er in diese Stellung gelangte, die er selbst in einem Briefe vom Jahre 1775 seinen „jetzigen glücklichen Zustand" nennt**). In ihr befand er sich in dem Augenblicke, in welchem Beaumarchais zu Wien in Haft genommen wurde, und wahrscheinlich wird auch Seilern es gewesen sein, welcher

---

*) Resolution vom 17. November 1767 bei Feil. Sonnenfels und Maria Theresia. S. 20.

**) Abgedruckt bei de Luca. Das gelehrte Oesterreich. Bd. I. Abth. II. S. 169. 170.

die Wahl des Fürsten Kaunitz auf Sonnenfels als den Geeignetsten lenkte, um mit Beaumarchais in persönliche Verhandlung zu treten.

Die Instruction für Sonnenfels ist von dem Staatskanzler selbst dictirt. Sie beauftragt ihn, sich zu Beaumarchais zu begeben und ihm zu erklären, dass er angewiesen sei, alles dasjenige zu hören und erforderlichen Falles auch schriftlich aufzuzeichnen, was ihm Beaumarchais mittheilen wolle. Auch was derselbe etwa niedergeschrieben habe und ihm anzuvertrauen gedenke, solle er zu übernehmen bereit sein. Hauptsächlich handle es sich um dasjenige, was Beaumarchais, sei es in Nürnberg oder anderswo, zur Vollziehung des ihm von seinem Könige ertheilten Auftrages gethan zu haben behaupte. Doch weder über diesen noch einen anderen Gegenstand möge sich Sonnenfels in einen Wortstreit mit Beaumarchais einlassen.

Es ist eine der vielen Unwahrheiten, von denen die Denkschrift Beaumarchais' an den König erfüllt ist, wenn er versichert, er habe acht Tage fruchtlos auf eine Antwort von Seite der österreichischen Regierung gewartet und erst dann sei der erbetene Commissär erschienen*). Am Abende des 22. August wurde Beaumarchais verhaftet, in einem seiner Briefe vom 24. bat er den Grafen Seilern um Absendung eines Commissärs und schon im Laufe des folgenden Tages fand sich Sonnenfels als solcher bei ihm ein.

Das kaiserliche Staatsarchiv besitzt das ausführliche Protokoll, welches Sonnenfels auf Befehl des Fürsten

*) Loménie. I. 401.

Kaunitz über diese Zusammenkunft verfasste *). Doch enthält es ausser Klagen des Gefangenen über seine Verhaftung und den unwiederbringlichen Schaden, der dadurch der Sache des Königs von Frankreich und seiner Gemalin zugefügt werde, nicht viel Anderes als eine weitläufige Erzählung all der Begebenheiten, welche mit Beaumarchais seit seiner Abreise aus Frankreich bis zur Ankunft in Wien sich zugetragen haben sollten. Nur der Schluss des Protokolles deutet darauf hin, dass doch auch noch andere Dinge zwischen den beiden hervorragenden Schriftstellern zur Sprache kamen. Denn Beaumarchais stellt an Sonnenfels die Bitte, ein Exemplar seiner Denkschriften von ihm annehmen zu wollen, und ihm hiefür eines seiner Werke zu geben. Sonnenfels erwiederte jedoch, dass in der eigenthümlichen Lage, in der sie Beide sich jetzt einander gegenüber befänden, er auf dieses gefällige Anerbieten unmöglich eingehen könne. Als Freund der Literatur behalte er sich jedoch vor, in einem späteren Zeitpunkte, in welchem kein Hinderniss mehr dagegen obwalten werde, das ihm jetzt dargebotene Geschenk auch wirklich anzunehmen.

Die Zusammenkunft schloss mit der Bitte, welche von Beaumarchais vorgebracht wurde, dass Graf Seilern, dessen verbindliche und theilnahmsvolle Verfahrungsweise er dankbar anerkenne, sich bemühen möge, einer Haft ein baldiges Ende zu bereiten, deren Beweggrund in dem Augenblicke beseitigt worden wäre, in welchem man sich

*) Protocole sur la première entrevue du commissaire avec le sieur de Beaumarchais le 25 août 1774.

entschlossen hätte, bei ihm selbst die nöthigen Auskünfte einzuholen *).

Von grösserem Interesse als dieses Protokoll ist die Denkschrift, welche Beaumarchais in Gegenwart des an ihn abgesandten Commissärs mit fliegender Hast zu Papier brachte. Auch jetzt noch meint er, dass Alles darum sich drehe, ob er denn auch wirklich derjenige sei, für den er sich ausgebe. Auch jetzt wieder kommt er auf die Vorsichtsmassregeln zurück, welche zu ergreifen wären, um das schreckliche Unheil zu verhüten, das unfehlbar entstehen müsste, wenn Angelucci nicht gehindert werde, die Schmähschrift neuerdings zu drucken. Er selbst habe beabsichtigt, nach seiner Rückkehr nach Paris alle Briefe, welche nicht allein aus Nürnberg, sondern auch aus Venedig, aus Amsterdam und London daselbst eintreffen, so wie alle nach diesen Städten abgehenden Schreiben sorgfältig durchsuchen zu lassen, um der Correspondenz auf die Spur zu kommen, welche zwischen Angelucci und den eigentlichen Urhebern des Pamphlets sich ohne

---

*) Il me pria ensuite d'accepter un exemplaire de ses mémoires et de lui donner en échange quelqu'un de mes ouvrages. Je lui dis qu'il pouvoit sentir lui-même que dans les circonstances où je me trouvois vis-à-vis de lui, il ne conviendroit pas de profiter de son offre obligeante, mais qu'en qualité d'amateur de lettres je me réservois ce présent pour le temps où il me seroit permis de l'accepter.

L'entrevue se termina enfin par la prière du Sr Beaumarchais, que Votre Excellence, dont il reconnoissoit les procédés honnêtes et pleins de sentiment envers lui, voulût bien acheminer la fin d'une détention dont le motif auroit été anéanti au moment qu'on auroit voulu lui demander des éclaircissemens.

de Sonnenfels,
Conseiller de Régence et Commissaire
député pour cet acte.

Zweifel jetzt anspinnen werde. In dieser Beziehung sei jedoch jede Zeitversäumniss von unberechenbarem Schaden. Nur um Verhütung dieses Schadens, nicht um seinen eigenen Vortheil sei es ihm zu thun. Man möge ihn daher, wenn man ihm noch immer nicht vertraue, unter sicherer Bewachung, ja an Händen und Füssen gebunden nach Frankreich senden. Nur solle man endlich einsehen, dass das Verfahren, welches man jetzt gegen ihn eingeschlagen habe, für das eigene Interesse das allernachtheiligste sei*).

Auf diesen Punkt, die Abkürzung, ja wo möglich die allsogleiche Aufhebung seiner Haft beziehen sich denn auch die Briefe, welche Beaumarchais an den zwei folgenden Tagen an Seilern und an Sonnenfels richtete. Dem Letzteren gegenüber beklagt er sich, weder dessen erneuerten Besuch, noch Aufklärung über die Motive zu seiner Verhaftung erhalten zu haben. Diese sei um so peinlicher für ihn, als ein wichtiger Prozess, der ihn mit dem Verluste einer ansehnlichen Geldsumme bedrohe, seine baldigste Anwesenheit in Paris nothwendig mache. Er könne daher nicht eifrig genug gegen seine Verhaftung protestiren, welche dem Völkerrechte nicht minder als den Anforderungen einer gesunden Politik widerstreite. Sowohl in Wien als in Versailles werde er dagegen unablässig Beschwerde erheben**).

In der That hatte Beaumarchais während der wenigen Tage seiner Verhaftung eine so erstaunliche Thätig-

*) Denkschrift vom 25. August 1774. Original, ganz von Beaumarchais' Hand. Beilage XIV.

**) Briefe an Seilern vom 26., dann an Sonnenfels vom 26. und 27. August. Originale von Beaumarchais' Hand. Beilage XV. XVI. XVII.

keit im Schreiben entwickelt, und die fieberhafte Unruhe, die ihn quälte, machte in einer solchen Menge von Briefen und Denkschriften sich Luft, dass man besorgte, von denselben während der Zeit der Abwesenheit des Couriers, den man nach Frankreich zu senden im Begriffe stand, ganz überschwemmt zu werden. Zur Abwehr dieser Unbequemlichkeit griff man zu dem allerdings etwas gewaltthätigen Mittel, ihm Papier, Federn und Tinte neuerdings zu entziehen. Aber zu grösserer Schonung meinte man wohl einem Manne gegenüber nicht verpflichtet zu sein, von welchem man annehmen zu dürfen glaubte, dass er nicht bloss der Lüge, sondern schweren Betruges an seinem königlichen Herrn schuldig erscheine. In ersterer Beziehung gleiche, so schrieb Kaunitz am 28. August an den Grafen Mercy, die Erzählung von dem räuberischen Ueberfalle nicht nur an und für sich schon einem Roman, sondern sie stelle sich, wenn man die Aussagen Beaumarchais' mit denen des Postillons zusammenhält, als ein Gewebe von Widersprüchen und Unwahrheiten dar. „Der Postillon nahm während des Fahrens wahr," so heisst es wörtlich in der Depesche des Staatskanzlers, „dass Beaumarchais ein Scheer-„messer aus dem Futteral herausnahm. Er begab sich so-„dann, und zwar mit Zurücklassung seines Bedienten, ohne „alle abzusehende vernünftige Ursache weiter in den Wald. „Er kam blutig und so leicht blessirt zurück, dass allem „Ansehen nach sein Scheermesser die Stelle der „„rau-„berischen Sabeln"" vertrat. Es war nicht das geringste „Geschrei zu hören, welches doch bei derlei Gelegenheiten „unvermeidlich ist und von dem Postillon und dem Be-

„dienten hätte vernommen werden können und müssen. „Beaumarchais zeigte nur seine Pistolen, schoss aber nicht, „und gleichwohl hat er allein einen Räuber zu Pferde in „die Flucht gejagt und den anderen zu Fuss dergestalt „überwältigt, dass er ihm leicht hätte das Leben nehmen „können, während er aus Grossmuth ihn laufen liess, dem- „ungeachtet aber bald darauf die Personsbeschreibung „der Räuber dem Nürnberger Magistrate übergab, und „von ihm die Veranstaltung schleuniger Vorkehrungen zu „ihrer Aufsuchung und Verhaftung verlangte.“

„Die ganze Geschichte von den Räubern und der „romanhaften Verfolgung Angelucci's scheint somit eine „blosse Fiction und von Beaumarchais nur darum ersonnen „zu sein, um die Vollbringung seines Auftrages um so „mühsamer und gefährlicher erscheinen zu machen und „dadurch seine eigene Verdienstlichkeit zu erhöhen. Dass „er das ganze Geheimniss in Wien entdeckte, das Libell „übergab und dessen Umdruck in Vorschlag brachte, „scheint auf ganz falsche Begriffe von der Denkungsart „der Kaiserin gegründet und dahin gerichtet gewesen zu „sein, sich auch bei Ihrer Majestät verdienstlich zu machen „und sich von dieser Seite ebenfalls Belohnung und Pro- „tection zu verschaffen.“

„Wenn man übrigens,“ fährt der Staatskanzler fort, „alle Umstände genau combinirt, so kann man sich bei- „nahe des Argwohns nicht entschlagen, dass vielleicht „Beaumarchais selbst der Fabricant dieses Libells sein „dürfte. Er verspricht mit seinem Kopfe dafür zu stehen, „dass das ganze Libell sogar bis auf die letzten Spuren „unterdrückt sei, ein Versprechen, welches, wie Jeder-

„mann weiss, etwas fast ganz Unmögliches für einen Dritten in sich enthält, der nicht der Autor selbst ist und „das einzige Manuscript sowohl als alle gedruckten Exemplare in Händen hat. Dieser Verdacht würde dadurch „noch um vieles begründeter werden, wenn von Sartines „oder sonst Jemand zuverlässig erforscht würde, ob Beau„marchais die erste mittelbare oder unmittelbare Veranlassung gegeben habe, dass die Existenz des Libells „dem Könige angezeigt würde, oder dass er zu dessen „Unterdrückung verwendet werden möge *).“

Mercy erhielt den Auftrag, von all diesen Umständen entweder dem Könige oder dem Minister Sartines erschöpfende Mittheilung zu machen. Das Hauptgewicht sei darauf zu legen, dass man zur Verhaftung des räthselhaften Fremden nur im Interesse des Königs von Frankreich und in Folge der offenbaren Widersprüche, in welche

*) Die von Kaunitz selbst in französischer Sprache dictirte Nachschrift zu seiner deutschen Depesche an Mercy zeigt, dass gerade der Staatskanzler es war, welcher Beaumarchais für den Verfasser der Schmähschrift hielt. Es heisst darin: En supposant que Beaumarchais est lui-même l'auteur du libelle, comme toute l'histoire de sa vie passée et toute sa manoeuvre dans cette affaire-ci peuvent très-fort l'en faire soupçonner, tout ce qu'il dit avoir fait et tout ce qu'il prétend lui être arrivé, ainsi que les causes secrètes de ses démarches et du roman ridicule dont il nous a régalé, se comprennent sans peine.

Dans cette supposition, pour détourner de lui le soupçon d'un crime de lèse-Majesté, aussi parfaitement caractérisé, il est tout simple qu'il se soit chargé de la commission, que peut-être même il ait employé des moyens indirectes pour se la faire donner.

Ayant réussi, il est tout simple aussi qu'il ait cherché à en tirer même parti, et que pour cet effet, très-habile à fabriquer des romans, il ait inventé, si non tout, au moins la plus grande partie de tout ce qu'il raconte, pour se faire valoir comme un homme dont l'activité, la sagacité et la vaillance méritent les plus grandes récompenses.

Beaumarchais sich verwickelte, schreiten zu sollen glaubte. Je nachdem der König beschliesse, werde man den Gefangenen entweder allsogleich freilassen oder ihn nach Frankreich absenden, oder endlich in Wien die Untersuchung gegen ihn fortsetzen.

An dem gleichen Tage wie nach Paris wurde auch nach Nürnberg geschrieben, um von dort wo möglich noch weiter gehende Auskünfte über das Ergebniss der Nachforschungen zu erhalten, welche nach Angelucci und den vermeintlichen Räubern waren angestellt worden. Und auch in Schwabach forschte man eifrig nach dem Libell.

Was das Verfahren betraf, welches man gegen Beaumarchais selbst beobachten sollte, so waren Anfangs die Meinungen darüber getheilt. Wie man aus einigen von Kaunitz selbst dictirten Zeilen erfährt, war er der Ansicht, und er wurde auf sie durch die von Sonnenfels überreichte Denkschrift Beaumarchais' gebracht, man solle ihn nach seinem eigenen Vorschlage unter guter Bewachung nach Frankreich senden. Man habe ihn ja doch nur darum verhaftet und halte ihn nur zu dem Ende fortwährend in Gewahrsam, dass er dem Könige nicht entkomme. Am sichersten lasse dieser Zweck sich erreichen, wenn man ihn allsogleich der französischen Regierung übergebe *).

---

*) Von Sr. Hochfürstl. Durchlaucht Selbst dictirt.

Dem Herrn Grafen von Seilern wäre meines Ermessens durch eine nota in Antwort auf die beyliegende zu erinnern, dass damit ich von deren Innhalt Gebrauch machen könne, erforderlich seyn will, dass solche in Form eines Protokolls, und zwar in französischer

Es ist nicht zu ermitteln, ob Sonnenfels, ob Seilern, ja vielleicht sogar die Kaiserin es war, welche dem Gedanken das Uebergewicht verschaffte, Beaumarchais bis zur Rückkehr des Couriers aus Paris in seinem bisherigen Gewahrsam zu belassen. Er wurde daselbst anständig behandelt, doch blieb man dabei, ihm weder die Gründe seiner Verhaftung zu entdecken, noch irgend ein Verhör über seine Aussagen anzustellen. Man wollte dem Könige den deutlichen Beweis geben, dass man nur in seinem eigenen Interesse zur Verhaftung eines seiner Unterthanen geschritten und dass das fernere Verfahren wider denselben ganz von seinem Ermessen abhängig sei.

An diesem Grundsatze hielt man fest und änderte nichts an der Richtschnur, welche man sich in Bezug auf Beaumarchais einmal vorgezeichnet hatte. „Er wird noch „immer," schreibt der Staatskanzler dem Grafen Mercy am 9. September, „in anständiger Verwahrung gehalten. „Da mit ihm keine weiteren Examina vorgenommen „werden, bis nicht die eigentliche Willensmeinung des „Königs bekannt sein wird, so kann ich Eurer Excellenz

---

Sprache gebracht werde. Derselbe wäre daher zu ersuchen, dass er solches anzuordnen beliebe.

Was die Sache selbst hingegen anbetrifft, so bringt mich des Beaumarchais der nota beygelegtes Memoire auf den Gedanken, dass wir nicht besser thun könnten, als wenn wir den Bursch ohne weiters nach seinem eigenen Vorschlag sous bonne garde nach Frankreich schickten, indem wir ihn doch am Ende aus keiner anderen Ursache arretirt und noch länger aufbehalten würden, als damit er dem König seinem Herrn nicht entkomme, solches aber nicht sicherer ausgeführet werden kann, als wenn man den Kerl und dessen Verwahrung Ihme Selbst in die Hände giebt, und damit Ihm überlässt, mit ihm zu machen was er für gut finden wird. Salvo nihilominus meliori.

„dermalen keine neuen Umstände in seinem Anbetracht „melden. Nur wird der Verdacht bei mir immer grösser, „dass er selbst der Fabrikant des quästionirten Libells „sein dürfte.“

Was aber Beaumarchais betrifft, so erkannte er es glücklicher Weise als das Klügste, sich ruhig in seine Lage zu fügen. „All meine Philosophie zusammenfassend,“ so sagt er selbst, „und weichend dem Einflusse eines „feindlichen Schicksals, beschäftigte ich mich endlich mit „nichts als mit der Sorge für meine Gesundheit“*). Aber er harrte darum doch mit nicht geringerer Sehnsucht der Ankunft der Depeschen aus Frankreich, die ihm seine Befreiung ankündigen sollten. Und mit nicht viel weniger Ungeduld sah ihr auch Maria Theresia entgegen. Die ganze Angelegenheit beschäftigte sie sehr, wiederholt durchlas sie die Schmähschrift, und noch am 16. September schrieb sie an Kaunitz: „Ich gestehe, dass ich „mit Ungeduld die Rückkehr des Couriers erwarte**).“

Schon am folgenden Tage traf derselbe ein. Wenige Stunden vor seiner Ankunft legte jedoch Kaunitz der Kaiserin die ihm so eben von Nürnberg zugekommene Mittheilung vor***), welcher die protokollarische Aussage des Gastwirthes Gruber über sein Zusammentreffen mit Beaumarchais beigeschlossen war. Weder über Angelucci noch die beiden Räuber hatte man die mindeste Auskunft erhalten, und Kaunitz nahm keinen Anstand es auszusprechen, dass die Erzählungen Beaumarchais' we-

*) Loménie. I. 401.

**) j'avoue, j'attens avec impatience le retour du courrier.

***) Schreiben vom 10. September 1774. Beilage XVIII.

nigstens in diesem Punkte als völlige Erdichtungen anzusehen seien*). Wenn es, schreibt er ein paar Tage später an Mercy, hiefür noch eines Beweises bedurft hätte, „so wäre derselbe schon durch den einzigen Umstand in „überzeugendem Maasse geliefert, dass Beaumarchais sich „die eben so unverschämte als grobe Lüge erlaubte, die „beiden Räuber mit den Namen Angelucci und Atkinson, „folglich dem wahren und dem falschen Namen des ver„meintlichen Druckers des Pamphlets zu bezeichnen" **).

Ungleich wichtiger waren natürlich die Nachrichten, welche der Courier aus Frankreich nach Wien brachte.

Spät in der Nacht vom 28. auf den 29. August hatte er Wien verlassen und war am frühesten Morgen des 4. September nach Paris gelangt. Zwei Tage später fand die erste Unterredung des Grafen Mercy mit dem Minister Sartines statt. Sie begann mit der Ueberreichung des Briefes von Beaumarchais an den Minister, und Mercy berichtet, es sei für ihn von eigenthümlichem Interesse gewesen, die verschiedenen Eindrücke zu beobachten, welche dieses Schreiben auf den Empfänger hervorbrachte. Als er die Unterschrift sah und den Eingang des Briefes durchflog, in welchem von Beaumarchais' Rettung die Rede war, zeigte sich lebhafte Befriedigung, als er jedoch die Gefangennehmung seines Vertrauensmannes las, die grösste Bestürzung in seinen Zügen. Die letztere wurde durch die vollständige Mittheilung alles desjenigen, was Kaunitz an Mercy in der Sache geschrieben hatte und wovon schon in Wien eine französische Uebersetzung

*) Kaunitz an Maria Theresia. 17. September 1774.

**) Kaunitz an Mercy. 20. Sept. 1774.

angefertigt worden war, nur noch gesteigert. Bereitwillig gab der Minister zu, dass auch er gleich nach dem ersten Empfange des Berichtes, welchen ihm Beaumarchais von Passau aus zusandte, der Erzählung von dem räuberischen Ueberfalle bloss wenig Glauben habe beimessen und sie nur dem Verlangen zuschreiben können, seine Verdienstlichkeit noch zu erhöhen. Zu der Reise nach Wien aber könne wohl Beaumarchais nur durch die Absicht, von der Kaiserin ein Geschenk zu erlangen, verleitet worden sein. Obgleich ein Kennzeichen grossen Leichtsinnes, scheine jedoch diese Reise nicht durch die Absicht eines Verbrechens oder einer Treulosigkeit an dem Könige veranlasst worden zu sein. Wollte Beaumarchais eine solche begehen, so hätte er sich gewiss nicht an des Königs treueste Freundin, seine Schwiegermutter gewendet. Beaumarchais habe sich bisher wohl manchmal unbesonnen und lebhaft, niemals aber unehrlich gezeigt, und man dürfe daher erwarten, dass diess auch in dem gegebenen Falle nicht geschehen sei.

Auch den Vorschlag, der in Wien so unangenehm berührte, das Libell dort umdrucken zu lassen, entschuldigte Sartines damit, dass ja die Fälle nicht selten seien, in denen es rathsam erscheine, regierenden Herren Unangenehmes zu verbergen. Allem Anscheine nach würde ja Beaumarchais doch wenigstens Sartines das echte Pamphlet nicht vorenthalten haben. Von der Inoculation des Königs sei nicht eigentlich in der Schmähschrift selbst, sondern nur in dem Vorworte die Rede, welches vielleicht erst nach Drucklegung des Libells verfasst worden sei. Und was endlich die Kürze der Zeit betreffe, die zwischen

dem Datum der königlichen Handschrift und der Ankunft Beaumarchais' in Wien verflossen sei, so habe der Letztere in der That sich schon einige Wochen vor Ausstellung der Schrift in London befunden, wohin sie ihm nachgesendet wurde.

So sehr nun auch Sartines seinen Abgesandten zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen suchte, so sehr war doch die peinlichste Verlegenheit an ihm bemerkbar. Insbesondere wusste er den Umstand nicht zu erklären, wesshalb Beaumarchais nur ein gedrucktes Exemplar, nicht aber das Manuscript des Libells zurückbehalten habe, und er konnte nicht umhin dies wenigstens eine „unbegreifliche Unbesonnenheit" zu nennen. Endlich gestand er, dass Beaumarchais selbst ihm die erste Mittheilung gemacht habe, in London sei der Druck eines neuen und höchst anstössigen Pamphlets im Werke. In Folge dieser Anzeige und seines eigenen Anerbietens sei er zur Beseitigung der Schmähschrift nach London abgesendet worden. „Es wäre demnach nicht unmöglich," fügte Sartines hinzu, „dass Beaumarchais, um sich für „die Zukunft ein besseres Schicksal zu verschaffen und „aus seinen gegenwärtigen Schulden zu reissen, diesen „verzweifelten Anschlag gemacht habe."

Kaum hatte jedoch Sartines zu solchem Zugeständnisse sich herbeigelassen, so mochte er fühlen, dass er mit demselben in seinem eigenen Interesse zu weit gegangen war. Auf wen Anderen fiel denn der Tadel und die Lächerlichkeit, einem so argen und keineswegs allzu fein ausgesonnenen Betruge zum Opfer geworden zu sein, als gerade auf ihn? Er kehrte daher zu der Ver-

sicherung zurück, dass er zwar „den feurigen Geist und „das gebrannte Hirn“ Beaumarchais' vollkommen kenne, jedoch niemals Arglist oder Unredlichkeit an ihm wahrgenommen habe. Auch scheine ihm der Inhalt des Libells, welches er mit Mercy flüchtig durchblätterte, keineswegs der Art, um einen solchen Verdacht irgendwie zu begründen. Denn der Kanzler Maupeou und der Herzog von Choiseul, welche immer als Gönner und Beschützer Beaumarchais' sich gezeigt hätten, seien in der Schrift am heftigsten angegriffen, sein Gegner jedoch, der Herzog von Aiguillon darin glimpflich behandelt*).

Es ist wohl kaum zu bestreiten, dass diese Bemerkung des Ministers Sartines dem Scharfsinne desselben nicht gerade zur Ehre gereicht. Wenn er von dem Gedanken ausging, die Schmähschrift sei ursprünglich für die Veröffentlichung bestimmt gewesen, dann war seine Betrachtung vielleicht richtig. Gab man aber dem Verdachte Raum, sie sei von Beaumarchais selbst und nur zu dem Zwecke ausgearbeitet worden, um sich ihre Unterdrückung theuer bezahlen zu lassen, dann konnte man gerade in dem Inhalte des Libells nur neue Anhaltspunkte für diese Anschauung finden. Wer waren denn die Personen, die in dem Libell am heftigsten angegriffen wurden? In Oesterreich Maria Theresia und Kaunitz, in Frankreich aber die Königin, Sartines, Choiseul und Maupeou. Wem aber sollte denn die lebhafteste Ueberzeugung beigebracht werden von der absoluten Gefährlichkeit des Pamphlets

*) Die Conferenz zwischen Sartines und Mercy ist genau nach dem weitläufigen Berichte des Letzteren vom 11. September 1774 dargestellt.

und von der nicht genug zu belohnenden Verdienstlichkeit dessen, der mit Mühen und Gefahren ohne Gleichen es der Vernichtung zuzuführen wusste? Von keinen andern Händen aber war ein reicherer Lohn zu erwarten als gerade von denjenigen der vier zuerst genannten Personen. Und wenn etwa die Königin selbst so edel oder so unbesonnen sein sollte, im Gefühle ihrer Unschuld die wider sie vorgebrachten Schmähungen nur zu verachten, so war doch vorherzusehen, dass ihr die Beschimpfung des Herzogs von Choiseul nicht gleichgiltig sein werde, für den sie ja bekanntlich immer grosse Anhänglichkeit bewies. Wenn endlich die Dankbarkeit, zu welcher Beaumarchais dem früheren Kanzler Maupeou gegenüber verpflichtet sein mochte, ihn wirklich beseelte, so war nichts natürlicher, als dass er gerade ihn mit Schmähungen nicht verschonte, um ihn vor dem Verdachte sicher zu stellen, selbst der Verfasser des Pamphlets zu sein. Es war ja gerade die Zeit, in welcher man ihm vielfach die Autorschaft solcher Schmähschriften wider die Königin zuschrieb. Marie Antoinette aber genoss in jenen Tagen einer so grossen Popularität bei dem Volke von Paris, dass es die Bildnisse Maupeou's auf offenem Platze und unter Verwünschungen wider ihn als Sühnopfer für die angebetete Königin verbrannte.

Wie schlau Beaumarchais, wenn er wirklich so handelte, in dieser Beziehung vorging, zeigte sich schon bei dem ersten Gespräche zwischen Mercy und Sartines. Denn immer mehr und mehr neigte der Letztere der Ansicht zu, von keinem Anderen als dem Herzog von Aiguillon sei die Schmähschrift ausgegangen, denn gerade er und

seine ganze Partei würden darin am meisten geschont. Wäre das Gleiche mit Maupeou geschehen und derselbe nicht gar so arg mitgenommen worden, so wäre wohl der Verdacht zunächst auf ihn gefallen. Nur durch die Schmähung seines Gönners konnte also Beaumarchais, wenn er wirklich der Verfasser der Schrift war, ihn sicherstellen vor der gefährlichen Anklage, sie geschrieben oder wenigstens veranlasst zu haben. Und im Gegensatze hiezu scheint es, dass gerade die feindselige Gesinnung, welche Beaumarchais wider den Herzog von Aiguillon erfüllte, ihn zu so auffallender Schonung desselben vermochte. Wenigstens vertiefte Sartines sich immer mehr und mehr in den Gedanken, in dem Herzoge sei der eigentliche Anstifter der ganzen Sache zu suchen. Es lenkte dies auch ab von der Verfolgung des Verdachtes gegen Beaumarchais selbst. Schon nach einigen Tagen bat Sartines im Namen des Königs den Grafen Mercy, sich in Wien für allsogleiche Freilassung des Gefangenen zu verwenden. Aber seine Schriften möge man ihm doch nicht zurückgeben, sondern sie sicher nach Frankreich senden. Und der Kaiserin dankte König Ludwig in lebhaftester Weise für ihre Absicht, ihn durch einstweilige Verhaftung eines Mannes, der unter offenbar verdächtigen Umständen bei ihr erschienen sei, vor einer etwaigen Treulosigkeit desselben sicher zu stellen.

Für Maria Theresia lag natürlicher Weise kein Motiv vor, dem Begehren des Königs von Frankreich nicht allsogleich Folge zu geben. Unverzüglich wurde Beaumarchais in Freiheit gesetzt, und um ihn für die überstandene Haft einigermassen schadlos zu halten, verab-

folgte man ihm ein Geschenk von tausend Dukaten. Er behauptet zwar, er habe dieselben mit stolz klingenden Phrasen zurückgewiesen; die Akten des Staatsarchives aber beweisen das Gegentheil; wenigstens versichert Kaunitz mit Bestimmtheit, dass Beaumarchais die genannte Summe und seinem Diener ein Betrag von fünfzig Dukaten bezahlt worden sei*). Die bei Beaumarchais gefundenen Schriften aber wurden, zugleich mit der goldenen Kapsel, mit Beaumarchais' eigenem Petschaft gesiegelt, nach Frankreich gesendet.

Nur wenige Bemerkungen fügte Kaunitz hinzu, in welchen er seine Meinung aussprach, zu der nicht eben gewissenhaften Anschauungsweise des Ministers Sartines sei in dem vorliegenden Falle auch noch sein persönliches Interesse gekommen, welches erfordere, den gegründeten Vorwürfen zu begegnen, dass er zur Ausführung eines so schwierigen Auftrages keine passendere Persönlichkeit als Beaumarchais vorzuschlagen wusste. Dadurch lasse er

---

*) Kaunitz an Mercy, 20. Sept. 1774. „Um werkthätig zu be-„zeigen, dass die Detention des de Beaumarchais keineswegs aus einer „obgleich allerdings gerechten Empfindlichkeit über seinen bekannten „falsifications Antrag, sondern lediglich aus freundschaftlicher Rück-„sicht für den König geschehen sey, haben I. M. ofterwehntem de Beau-„marchais tausend Species Dukaten, und seinem Bedienten fünfzig „abreichen lassen."

Kaunitz an Mercy, 3. Oct. 1774. Je ne vous parlerai plus de cette misérable affaire du Sr. de Beaumarchais, parceque cela est fini, pour nous au moins, attendu le départ de ce drôle, auquel j'ai fait faire un présent de mille ducats, parceque cela m'a paru digne de l'Impératrice, quoiqu'assurément ce personnage ne vaille ni la peine ni l'argent qu'il nous a coûté.

sich jetzt nicht allein zu dessen Entschuldigung, sondern sogar zu seiner Vertheidigung bewegen*).

In der Zwischenzeit war jedoch auch Sartines wieder irre geworden in seiner bisherigen Auffassung der Sache. In einer vertraulichen Stunde bekannte er dem Grafen Mercy, dass er nun selbst dem Argwohn sich immer weniger zu verschliessen vermöge, Beaumarchais habe den verwegenen Streich gewagt, das Libell zu verfassen, um sodann dessen bevorstehendes Erscheinen zur Anzeige zu bringen. Anfangs habe man geglaubt, einen anderen Autor ausfindig machen zu können; die Spur sei jedoch eine falsche gewesen und jetzt bleibe Niemand mehr übrig, auf den man einen gegründeten Verdacht werfen könnte als Beaumarchais selbst. Wenn er wieder in Paris sein und man seine Schriften in Händen haben werde, so könne man hoffentlich klarer darüber sehen*).

*) Kaunitz an Mercy, 20. Sept. 1774. Ie n'ai rien à ajouter à ma lettre d'office, mon cher comte, si ce n'est qu'il me semble qu'à la morale très-relâchée de M. de Sartines il s'y joint encore l'intérêt personnel qu'il peut avoir à éviter les reproches très-fondés qu'on serait en droit de lui faire, d'avoir donné au Roi, pour l'exécution d'une commission si délicate, un sujet comme M. de Beaumarchais, et que ce pourroit bien être là la principale raison qui l'engage, non seulement à l'excuser, mais à entreprendre même sa défense. Quoiqu'il en soit cependant, quant à nous, il doit nous suffire d'avoir fait dans cette occasion ce que par raison et par attention pour la personne du Roi nous avons dû faire, et je me flatte, moyennant cela, qu'on le sentira là où vous êtes, et au besoin il n'y auroit pas du mal à ce que vous le fassiez sentir à M. de Sartines.

J'attends au reste avec impatience des nouvelles détaillées de votre part sur la situation présente et l'avenir vraisemblable des affaires de là-bas, où tout annonce, à ce qu'il en paroit, un gouvernement pitoyable.

*) Mercy an Kaunitz, 7. Oct. 1774. „Er bekannte mir sodann, „dass er stetshin und immer mehr und mehr durch den Argwohn ge-

Beaumarchais liess in der That nicht lang auf sich warten. Eilfertig begab er sich nach Paris; von einer förmlichen Untersuchung wider ihn verlautete jedoch nichts und es hiess nur, man habe bei Durchlesung seiner Schriften nichts darin gefunden, was man ihm zur Last zu legen vermöchte. Die enorme Summe von 72.000 Franken, welche Beaumarchais für Ankauf des Libells und für seine Reisen verrechnete, wurde ihm anstandslos ausbezahlt. Da der König selbst kein Verlangen darnach trug, die Schmähschrift zu lesen, so hütete Sartines sich wohl, die Sache neuerdings in Anregung zu bringen. Um so leichter konnte er dies thun, als man weder von Angelucci noch von dem Libell jemals wieder das Geringste vernahm, obgleich keine einzige der Vorsichtsmassregeln getroffen worden war, welche Beaumarchais in Wien als ganz unerlässlich bezeichnet hatte, wenn man das schrecklichste Unheil von der Königin fernhalten wolle. Und auch Beaumarchais selbst wurde bedeutet, dass es klüger sei, fortan von der Sache zu schweigen. Auf seine Klagen über die ihm in Wien widerfahrene Behandlung entgegnete ihm wenigstens Sartines, wenn wir Beaumarchais' Versicherung Glauben schenken dürfen, nichts als die Worte: „Was wollen Sie, die Kaiserin hat „Sie für einen Abenteurer gehalten *).“

„plaget würde, ob nicht Beaumarchais den verwegenen Streich ge-„waget haben dürfte, das Libell selbst aufzusetzen und alsdann hier „anzugeben; er, Sartines, hätte zwar einige Spuren entdeckt, durch „welche er gehoffet hätte auf den Verfasser zu gelangen; es wären „aber alle fernere genauere Nachforschungen leer ausgangen und „überbliebe dermalen niemand ausser dem Beaumarchais, auf welchem ein gegründeter Verdacht haften könnte“ . . .

*) Loménie. I. 403.

Es scheint uns, dass auch in dieser Sache wieder der berühmt gewordene Scharfblick Maria Theresia's bei Beurtheilung der Menschen sich bewährte. Beaumarchais war ohne Zweifel ein Mann von seltener, ja von genialer Begabung. Trotzdem werden jetzt nur Wenige mehr der Ueberzeugung sich verschliessen, dass er doch nur ein Abenteurer war.

BEILAGEN.

I.

Actum Neustadt an der Aysch den 14. August 1774.

Abends nach halb 7 Uhr

Erscheinet beym Hochfürstl. Stattvoigtey-Amt der auf der Post-Station zu Langenfeld stehende, dermalen von Emskirchen Retour kommende Post-Knecht

Johann Georg Dratz

und bringet für:

Er habe einen nicht nennen könnenden Passagier, einen Engelländer, so kein Wort deutsch reden könne, und einen bedienten bey sich habe, der deutsch rede, wie man wohl würde gegen 4 Uhr hier gesehen haben, in einen eigenen Fuhrwerk auf zwei Räderen diesen Nachmittag nach Emskirchen geführt, und wisse nicht, ob der Herr recht bey Sich — und was es mit ihm wäre? Er wolle dahero, was mit solchem fürgegangen, anzuzeigen nicht unterlassen.

Über Diebach hinauswärts habe er Deponent sich umschauend wahrgenommen, dass der Passagier aufgestanden und aus dem Siz-Kästlein etwas wie ein Kamm-Futter, auch aus solchem einen Spiegel und ein Scheermesser herausgethan, welches er Deponent, dieserwegen ganz langsam fahrend, bis derselbe sich wieder gesetzt hatte, genau beobachtet, und ihn

ganz bedencklich machte, dass der Passagier sich unter dem fahren solte rassiren wollen.

Über Diebach herwärts an dem zur hiesigen Stadt gehörigen Leichtenholz, wo der Schauerheimer Wasen anfangt, hätte der Passagier halten lassen, seye ausgestiegen und mit dem spannischen Rohr in der Hand, die Anhöhe in den Wald hineingegangen, und habe durch den Bedienten ihn zu fahren geheissen.

Er hätte dafür gehalten, es geschehe eines natürlichen Triebes wegen, doch weilen in der Nähe einiges Gesträuch war, nicht absehen können, warum derselbe so weit Holz einwärts gehe, weil er kein Gewehr bey sich hätte, womit derselbe etwan hätte was schiessen wollen. Er Deponent hätte bald halten wollen, der Bediente aber ihn fortfahren geheissen, welches dan gemächlich bis vorne her gegen das Ende des Leichtenholzes geschehen, und weil der Passagier nicht nachkommen, hätte er da bey einer halben Stunde mit dem Bedienten gehalten. Mittlerweilen wären drei Handwercksbursche, Zimergesellen, so bey ihren Bündlen Zwerg-Aexte auf den Rucken gehabt, die Strasse nachgekommen und vorbeygegangen, und als eine Weile darauf der Passagier auch wieder beykommen, hätte solcher ein weisses Tüchlein um die eine Hand gewickelt gehabt, und wie der Bediente ihme Deponenten auf deutsch gesagt, gesprochen, Er hätte Spizbuben gesehen, Es hätte demselben aber nichts gefehlt, noch er Sager an des Passagiers Hand oder sonst am Leibe etwas gesehen, noch dieser ausgesaget, dass ihme etwas wäre genommen worden, und er dahero zu den Bedienten gesprochen, vielleicht hat der Herr die Handwercks-Bursche gesehen, und vor Spizbuben gehalten; der Passagier habe sich dan wieder eingesezt, und fortfahren lassen. Als er durch die Statt oberhalb dem Armenhauss gekommen war, hätte der Passagier die Fenster aufmachen lassen, und hiebey er Deponent gesehen, dass jenem Blut durch das weisse um die Hand gewundene Tüchlein dringe, auch an

der linken Seite des Halsses an der Halssbinde etwas Blut seye, und auf sein Fragen, was ihme wäre, derselbe gesagt, er wäre geschossen worden. Er Deponent habe sofort hieher zuruck gewolt, beym Stadtvoigtey-Amt die Anzeige zu machen, der Passagier aber habe es nicht gelitten, sondern ihn nach Emskirchen fortfahren heissen. Allda beym Herrn Posthalter habe der Passagier es zwar auch vorgegeben, dass er von Spizbuben wäre angegrifen worden, jedoch weder die Wunden sehen lassen, noch die Anzeige zu thuen gestatten wollen, sondern nach Nürnberg geeilet.

Es komme ihme die Sache vor, ob habe der Passagier mit dem unter Weegens herausgenommenen Scheermesser sich etwan was zugefüget, und mögte in Nürnberg einen Lermen machen, und die hiessige Strasse, weil ohnedem lesthin der Postwagen bey Possenheim beraubet worden, in den Ruf der Unsicherheit, dass sogar Reisende bey Tage angegrifen würden, bringen.

Er habe dahero, damit doch dem hiesigen Stadtvoigtey-Amte die Sache nicht unbekannt seye, es melden wollen.

Auf amtliches Nachforschen, ob denn Deponent, weilen das leithen-Holz von nicht grosser Etendue, und wo die Strasse an solchem hergehe, lauter lichte Eichen, dahero fast bis an die Stelle, wo der Passagier ausgestiegen, zu übersehen, die Dickungen Bergauf von Weeg abgelegen wären, während er vorne gehalten, etwas von Leuten gesehen, oder etwas, so die Anwesenheit bösen gesindels glaublich mache, wahrgenommen, oder nur ein Geräusch von Reden oder gar Schiesen gehöret? weilen der Passagier beym Armenhauss angegeben, geschossen worden zu seyn, und doch bey der Zuruckkunft aus dem Holz nur gesaget hätte, dass er Spizbuben gesehen.

Ingleichen wie die Beschafenheit der Verlezungen, und ob solche starck seyen?

Erwidert Deponent:

Er habe in und an dem leithen-Holz niemand alss die drei reissende Zimer-Bursche gesehen, auch gar nichts gehöret,

noch wahrgenommen, so verdächtiger Leute Anwesenheit glaublich machen könne, villweniger von einem Schuss etwas gehöret, die Verlezungen aber hätte der Passagier weder ihme, noch in Emskirchen dem Posthalter sehen lassen. Um die Hand wäre das Tuch gewickelt gewesen, und am Halss hätte es nicht vill bedeutet, so wie man sehen können, ware es ein Risslein oder Schnittlein, das nur wenig geblutet.

Mit Verhebung, dass Dratz nicht sofort im Durchfahren die Anzeige, wie der Passagier Spizbuben gesehen haben wolte, nochmehr aber dass derselbe geschossen worden zu seyn fürgab, erstattet, um sogleich das nähere erforschen zu können, worauf Dratz sich damit entschuldigte:

Dass es der Passagier nicht gelitten, als er's anzeigen wollen.

Gab man dem Dratzen auf: bey dem fortsezenden Ruckweeg durch das Leithenholz durchzureiten, sich umzuschauen, auch falls er etwas bedenckliches innen würde, keine Aufmercksamkeit zu veranlassen, gar nach Diebach zu eilen, und von dar aus sogleich Meldung machen zu lassen.

Ut supra

Johan Conrad Weinl.

Eodem.

Hat man aus denen Abends abgegebenen Thorzettuln derer herein passirten ersehen, dass vorherbemeldter Passagier nach des Thorwarts Bemerckung

Bonneroche Fronack aus Franckreich

sich angegeben.

So man, weil der Postillon den Nahmen nicht wusste, angemercket,

ut supra

Johan Conrad Weinl.

II.

Actum Nürnberg den 16. August 1774.

Vormittags um 9 Uhr zeiget der allhiessige Ober Post Amts Officialis Herr von Fezer an, er wäre diesen Morgen in den Gasthof zum roten Hahnen gerufen worden, woselbst ein in der Nacht mit Extra Post angekommener französischer Cavalier Nahmens Hr. von Rohnac ihme in Gegenwart des allda logirenden Königl. polnischen Obrist Lieutenant Herrn von Nitsche, und des Gast Wirts Nahmens Conrad Gruber ihme seine an den Kien und in der lincken Hand habende frische Wunden, auch das Blut auf seinem Kleide gezeiget, mit vermelden, dass er solche gestern von Strassen-Räubern bey hellen Tage zwischen 3 und 4 Uhr des Nachmittags ungefehr eine Stunde ausserhalb Neustadt an der Aysch bekommen habe, wovon der hergang folgender massen sich ereignet hätte.

An einen Tannen-Wald wäre er in der Absicht, seine Nothdurft zu verrichten, ausgestiegen, hätte seinem Bedienten befohlen, nur langsam fortzufahren, wäre darauf ein wenig in das Gebüsch gegangen, sogleich aber hätte er einen zu Pferd auf sich zukommen gesehen, dessgleichen einen andern zu Fuss kommend wahrgenommen, der erstere wäre starck auf ihn hergeritten, und hätte, sowie er an ihne gekommen, alsogleich mit einem blosen Seiten-Gewehr ihme einen heftigen Stoss recht mörderisch auf die Brust versezet, zum Glück aber für ihne wäre der Stoss auf seinen an einer goldenen Ketten anhangen gehabten Orden, oder Portrait gegangen und darauf abgeglitschet, so dass dadurch er die Verwundung an dem Kien und an der Brust eine Contusion bekommen, zu gleicher Zeit hätte er sich gefasset, nach dem Gewehr mit der lincken Hand gegrifen, so

ihme der Mörder aber wiederum durch die Hand gezogen, und solche nebst den Fingern dabey starck durchschnitten hätte, hernach wäre der zu Fuss gewessene Kerl hinter ihn hergekommen, und hätte ihn packen wollen, es ihm aber geglücket, dessen sich zu bemeisteren, und zu Boden zu werfen, wornach er sein Sack-Pistol herausgezogen, welches den zu Pferd habe fliehen, und den zu Fuss um Pardon kniefällig bitten gemacht. Der zu Pferd habe im wegreiten Hut und seine Peruque verlohren, unter welcher er seine schwarzen Haare verborgen hatte.

weil nun der Wagen von ihme schon ein Stuck Weegs entfernet gewessen, ihme aber vorgekommen, dass er noch mehrere Leute im Wald gesehen, So hätte er Gott danckend, dass er sich gerettet, diesen Kerl auch davon laufen lassen, und wäre seinem Wagen nachgeeilet. beide Kerl, die er nach allem Augenschein für Juden hielte, hätte er in der übergebenen seiner eigenhändigen Beschreibung auf das natürlichste geschildert*).

H. Officialis von Fezer meldet ferners, er habe den H. von Rohnac gebetten, mit ihme auf das Ober-Postamt selbsten zu gehen, und daselbst seine Aussage zu thuen. allein er hätte sich dessen wegen seiner pressanten Reise nacher Wien entschuldiget, zumalen er ohnehin schon allhier bey dem Burgermeister gewessen, und durch die Anzeige daselbsten Zeit versäumet hätte, wäre auch sogleich wiederum abgefahren, nachdeme er seine Adresse, welche lautet: Mr. de Ronac, Gentilhomme françois à Vienne à la Poste restante· zurück gelassen habe, endiget somit seine Anzeige. Wurde hierauf beschlossen, sogleich zu näherer Untersuchung dieses Vorfalls den Herrn Post-Officialen Hüttel nach Neustatt und Langenfeld abzuschicken und zugleich bey allen Ämtern die Beschreibung der zweyen Raubern bekannt zu machen, auch um streifen nach selbigen zu requiriren, so auch sogleich bewerckstelliget worden, von H. Officiali von Fezer aber die Unterschrift dieses Protocolli in vim Testimonii

*) Seite 16, Anmerkung **).

verlanget, zu gleichen Ende auch Eingangs erwehnten H. Obrist Lieutenant von Nitsche und dem Gastwirt Gruber in roten Hahnen vorgeleget, solches somit für dies mal geschlossen. Actum ut supra.

Kayserl. Reichs Ober Postamt.

Dass vorstehend ad Protocollum genommene Erzehlung des Hr. von Rohnac nach allen seinen Umständen aus seinem eigenen Mund geschehen und von uns gehöret, auch seine Blessuren, nicht weniger der Riz auf dem Orden oder Portrait, worauf der Dolch abgewichen, von uns gesehen worden seyen, das bezeugen wir hiemit durch unsere eigenhändige Unterschrift.

Nürnberg, den 15. August 1774.

Carl von Fezer,
Kaysl. Reichs Post Amts Official.

Joh: Rud: Reichsfreih: von Nitskiz,
Obrist Lieutenant.

Conrad Gruber, Weinhändler
und Gastgeb zum rothen Hahnen.

III.

Actum Nürnberg 4/7. Sept. 1774.

Conrad Gruber, Burger und Gastwirth zum rothen Hahnen auf dem Kornmarkt hat auf Befragen und nach geleisteten Handgelübd de veritate dicenda vermeldet: Am 14. vorigen Monats zu Nachts wäre ein französischer Passagier, der sich Mons. de Tronag oder Ronac genennet, in seinen Gasthof gekommen. Er wäre bey dessen Ankunft nicht zu Hauss gewesen und mit einem anderen Fremden, der bey ihm logiret, um 8 Uhr der kleinern erst nach Hauss gekommen. Da ihm

dann gedachter Mons. de Ronac sogleich befraget, wo der Herr Burgermeister wohne und dass er zu demselben gehen müste, auf seine Vorstellung aber, dass es schon sehr spät seye, hätte er solches bis auf den andern Tag verschoben und ihm in Beyseyn des Herrn Obrist Lieutenants von Nitschky und Herrn Postsecretarii von Fezer erzehlet, dass er ohngefehr eine halbe Stunde über Neustadt an der Aisch aus seinen Wagen, den er mit seinem Bedienten langsam fortfahren lassen, gestiegen und sich in das dortselbstige Gehölz, um sich zu erleichtern, begeben, da es dann geschehen, dass wie er wieder fortgehen wollen, eine Manns-Person, die eine Peruque aufgehabt, und der schwarzbraunen Gesichtsfarbe nach, entweder ein Jud oder Italiener gewesen seyn mögte, auf ihn losgekommen, der mit einem Messer ihn auf die Brust einen Stoss versezet, welcher aber auf der anhängend gehabten Portrait Capsul abgeklitschet, und ihm dadurch am untern Kinn und Kinnbacken gestreifet. Er hätte sogleich sein englisches Sack-Pistolet herfürgezogen, und sich damit wehren wollen, es hätte ihm aber solches beym Abdrucken versaget. Wornach er diessem Kerl nach dessen an der Seite gehabten Couteau gelanget, welcher ihm aber solchen durch die Hand gezogen und dadurch selbige verschnitten, weswegen er sein zweites Pistolet genommen, zumaln da noch ein anderer Kerl zu Pferd darzugekommen, wie aber der erstere gemercket, dass er seiner mächtig würde, so hätte er sich auf die Knie geworfen, ihn um Verzeihung, und dass er ihn gehen lassen mögte, gebetten, welches er denn auch gethan, und ohne weiters beunruhigt zu werden bey seinem Wagen angelanget. Er Deponent habe gesehen, dass Mons. de Ronac von einem zweischneidigen Gewöhr an der Hand laedirt gewesen, er hätte ihm aber die Blessur nicht ganz gezeiget, sondern die Binde nur etwas weggethan.

Wie er denn auch ein ihm offerirtes Englisches Pflaster nicht von ihm auflegen, oder sich von einem Chirurgo verbinden lassen, sondern nur das Pflaster so angenommen. Die

Blessur unter dem Kinn wäre eines Finger lang gewesen, und von dem Kinn über die Kinnbackenlade von der rechten zur linken Seite zu gegangen, und hätte man ganz wohl bemercken können, dass es kein Schnitt, sondern ein Stoss gewesen. An der Portrait-Capsul, welche Mons. de Ronac an einer goldenen Kette auf der Brust hängend gehabt, häte man auch observiret, wie ein Stoss auf selbige geschehen und darauf abgeglitschet seye.

Mehrgemeldter Mons. de Ronac hätte selbsten über diesen Vorgang ein Mémoire niedergeschrieben und ihn, nebsten denen beeden obgedachten Persohnen vorgelesen. Welches Mémoire dem Kaysl. Reichs-Ober-Postamt übergeben, und auf Verlangen des Ober-Postamts-Directoris, Herrn von Wels, von dem Herrn Obrist-Lieutenant von Nitschky und Herrn Post Secretario von Fezer, dann ihm Deponent unterschrieben und attestiret worden, dass der Inhalt mit der ihnen gemachten Erzählung übereinstimme.

Des andern Tags gegen Mittag wäre der Mons. de Ronac, nachdeme er vorhero bey dem Herrn Burgermeister von dem Hergang die Anzeige gemacht, wieder abgereiset, und hätte sich selbiger sehr unruhig bezeiget, indeme er sehr fruh aufgestanden, und im ganzen Hauss herumgelaufen, so dass er nach seinem Bezeigen zu schliessen, denselben nicht gar zu richtig im Kopf halten könne.

Dass vorstehende Abschrifft mit dem Original-Protokoll gleichlautet, bezeiget die

Nürnbergische-Canzley.

IV.

Actum Nürnberg 2, den 15. Aug. 1774.

Zeigte Mons. Ronac, ein Edelmann aus Frankreich an: Dass er ohnfern von Neustadt in einem kleinen Wäldlein, als er aus dem Wagen gestiegen und eine Zeitlang zu Fuss gegangen, von 2 Persohnen, davon der eine 5 Fuss lang, eine runde Perucke, unter welcher er, beym Herunterfallen schwarze Haar zeigte, ein schwarz braunes Angesicht, wie ein Italiäner, welches er auch aus dem Zuruffen: Angelussi und Adgison, so er vor ihre Nahmen hielte, gemuthmasset, einen blauen Redingot mit mössingen Knöpfen, eine rothe Veste, lederne Beinkleider und englische Stiefel anhabend, der andere eine graue Veste ohne Ermel, blauen Rock mit zinnernen Knöpfen, so er über der Schulter getragen, anhabend, davon der eine ein kleines Pferd mit einem breiten Blassen geritten, attaquiret worden seye, und von ihnen einen Stich auf die Brust bekommen habe, weil er aber an einer goldenen Kette ein Portrait anhangend gehabt, so seie der Stich abgewichen; und indem er sich mit seinem Pistol, so ihme aber versaget, wehren wollen, so hätte er ihm einen starken Schnitt unter das Kinn gegeben, auch im Ringen ihm die Hand starck verschnitten. Er wolle daher bitten, dass unter den Thoren auf diese beede Leute Achtung gegeben werde, und falls sie habhafft gemacht werden könnten, sich ihrer zu versichern, und immediate an Ihro Kayserl. Maj. Nachricht davon zu geben, indem er versicherte, dass Ihro Maj. die Kayserin es gewiss sehr gnädig aufnehmen werden, als welches zu thun, ihm der regierende Jüngere Herr Bürgermeister zugesaget hat.

Concordat cum originali.

Cancellaria Norica.

V.

Dans la rapidité de ma narration Monsieur, j'ai oublié de dire à Mons. de Löffelholz et à Vous, que l'on reconnoîtra facilement l'homme, que j'ai désigné, parceque du bout de mon Pistolet, que je luy ai enfoncé violentement sous la bouche, je luy ai cassé quelques dents de devant, car il a saigné dans l'instant du visage, presqu'autant, que j'ai saigné moi-même de la blessure de son couteau. une autre marque certaine est, que la ceinture de sa culotte de peau est coupée par derriere, peut etre meme est-il blessé aux reins, car lorsqu'il s'est prosterné pour demander grace, mon projet étoit de luy lier les mains et de l'emmener. pour cela j'ai commencé à luy couper la ceinture avec son couteau, que je luy avais arraché. au cri, qu'il a fait en se relevant, j'ai jugé, que le couteau l'avoit apparement blessé, et je l'aurois certainement emmené, malgré que ma main gauche coupée en dedans par le couteau, que je luy avois enfin ôté, me fit un mal horrible, Lorsque j'ai vu de loin revenir son lache camerade, qui s'étoit enfui, accompagné de quelques autres scelerats de son espèce. Alors j'ai profité de l'instant, que le bruit du cors de mon Postillon, qui étoit entré dans le bois, me croyant égaré, a suspendu la marche des voleurs vers moi, et je me suis retiré, tenant un pistolet dans une main, et ma canne dans l'autre.

Ainsi Monsieur, outre le signalement du Juif, mettez encore qu'il a les dents de devant cassés, sa ceinture coupée par derrière, et probablement recousue et une blessure légère aux reins.

Je vous réitère mes remerciments, ainsi qu'à Monsieur le Bourguemaître.

L'etouffement que je ressents à l'estomac, et la douleur qui me presse en respirant, sont un peu diminuées.

Je verrai Monsieur votre Père en arrivant, et j'espère recevoir de vos nouvelles, à la Poste restante. Je vous prie de m'écrire, soit que ces hommes soient arrêtés, soit qu'on n'ait pas encore pu les joindre: fort aise de pouvoir, en correspondant avec vous, vous renouveller les témoignages de reconnaissance et de la haute considération avec lesquelles j'ai l'honneur d'être de Ronac.

VI.

Adresse:

Pour Sa Majesté l'Impératrice Reine, exclusivement à toute autre personne, et que Sa Majesté est suppliée de vouloir bien lire seule.

Madame!

Je suplie Votre Majesté de croire que je lui donne la plus haute preuve de mon respect, mesme en manquant à la formule respectueuse d'employer de grands intermédiaires pour arriver jusqu'à Elle.

Du fond occidental de l'Europe j'ai couru nuit et jour pour venir communiquer à Votre Majesté des choses qui intéressent votre bonheur, votre repos, et qui, j'ose le dire, vous touchent jusqu'au fond du coeur.

Madame!

Votre Majesté peut juger combien le secret est important ici, par l'irrégularité mesme de ma démarche auprès d'Elle, mais Votre Majesté jugera bien mieux encore combien il est intéressant de ne pas perdre un instant pour m'entendre, lorsqu' Elle saura que, quoique j'aye été lâchement attaqué

par des brigands auprès de Nuremberg, outrageusement blessé par eux et souffrant horriblement, je ne me suis pas arrêté une minute, et que je n'ai pris le Danube pour descendre à Vienne, que lorsque l'excès de mes douleurs m'a mis hors d'état de soutenir le cahotement de la poste dans ma chaise.

Si Votre Majesté prenait par hasard cette lettre d'un inconnu pour le délire d'un homme blessé que la fièvre travaille, je la suplie en grâce, beaucoup plus pour son propre intérêt que pour le mien, de m'envoyer promptement quelqu'un qui soit honoré de sa plus intime confiance. Je ne m'ouvrirai pas à lui, parce que je ne dois le faire qu'à Votre Majesté seule, mais je lui en dirai assez pour me faire obtenir de vous, Madame, une audience particulière et secrètte, dont ni vos Ministres ni notre Ambassadeur ne doivent avoir aucune connaissance.

Que Votre Majesté ne s'offense pas si j'ose la supplier de donner à la personne qu'Elle m'enverra un billet d'Elle et signé, conçu à peu près en ces termes: M. de Ronac peut s'expliquer librement avec la personne qui lui remettra ce billet: Elle est honorée de ma confiance.

Cette précaution est nécessaire pour que je sois assuré que ma lettre n'est pas tombée en d'autres mains que celles de Votre Majesté Impériale.

En attendant vos ordres aux trois coureurs, place Saint-Michel, près le palais à Vienne, je suis avec le plus respectueux devouement,

de Votre Majesté Impériale
Madame

le très-humble et très-obéissant serviteur
De Ronac.

Vienne ce 20 aoust 1774.

VII.

Monsieur le comte,

En écrivant sur un sujet aussi intéressant, je sens que les réflexions abondent dans ma teste et s'accumulent sous ma plume, de sorte qu'au lieu d'une simple lettre, si le tems me permettoit de copier pour l'Impératrice tout ce que je viens de jetter sur le papier, je lui adresserais un volume. Il est près de trois heures, je pense que le plus sage à moi est d'aller à Schonbrunn et d'y attendre encore une fois vos ordres et ceux de l'Impératrice. Je lui lirai tout ce qu'il m'est impossible de copier. Je répondrai aux objections, s'il en existe que je n'aye pas prévues, et je serai en même tems à portée de pouvoir indiquer à Sa Majesté sous quelle forme l'ordre secret qu'il est important d'envoyer très-promptement à Nuremberg et à Schwavacht*) doit être fait.

Je supplie Votre Excellence de me faire dire seulement si Elle approuve mon idée qui, si elle n'est pas la meilleure, est aux moins celle qui me fait marcher avec le plus de célérité dans une affaire où ce qu'il y a de plus précieux est de gagner sur le tems.

Je suis avec le plus profond respect
de Votre Excellence
Monsieur le comte

Votre très-humble et très-obéissant serviteur
de Ronac.

Vienne ce 22 aoust 1774.

---

*) Schwabach.

Je prendrais bien le parti d'envoyer mon griffonage à Votre Excellence, mais je puis lui assurer qu'Elle n'en dechifreroit pas un mot. Quand les idées me pressent, à peine me donnai-je le tems de former mon caractère qui alors est absolument inlisible.

A Son Excellence Monsieur le comte de Saller*).

VIII.

Madame,

Votre Majesté n'ayant pas desaprouvé hier la respectueuse liberté avec laquelle j'ai osé discuter en sa présence les intérêts sacrés de la Reine sa fille, j'espère qu'Elle ne trouvera pas mauvais que je lui présente aujourd'hui le résumé de quelques réflexions capables de la déterminer à me laisser agir dans cette occasion délicate selon ma prudence et mes lumières.

Pour mettre un peu de méthode dans ce résumé, je vais reduire toute l'affaire à deux questions uniques.

Première question. Est-ce bien ou mal servir le Roi mon maître, que de lui dissimuler les horreurs que des méchans se sont permis d'imprimer sur la Reine sa femme?

Seconde question. Dans le cas où l'on mutilerait le libelle qui les contient, sur qui portera tout le risque de cette respectueuse audace? Telles sont les deux questions sur lesquelles va oser raisonner devant Votre Majesté un serviteur très-zélé du Roi et de la Reine de France, ses seigneurs et maîtres.

Si mes précautions pour arrêter la publication d'un infame libelle, avaient été mal prises, si elles étaient insuffisantes,

---

*) Seilern.

et si l'on pouvait craindre aujourd'hui que ce libelle venant d'apparaître inopinément, n'allât porter au Roi de funestes lumières sur les choses qu'il paraît prudent de lui cacher, il est certain qu'il pourait être justement offensé d'être le seul qui eût mal connu une horreur qui le touche d'aussi près, pendant que toute l'Europe en serait inondée. Alors sans doute la dissimulation n'aurait été qu'un ménagement puéril, et ce prince devrait s'irriter qu'on eût osé le traiter moins en homme qu'en enfant.

Mais lorsque je pose pour la baze de ma résolution que jamais un feuillet de ce libelle ne verra le jour, lorsque j'ai cru en être assés certain pour en répondre sur ma teste au Roi dans mes dernières depeches, n'est-ce pas une exactitude bien indiscrette et bien cruelle que d'aller percer le coeur de ce jeune Prince, en faisant connaître à lui seul un libelle à jamais ignorable, dans lequel ce qu'il a de plus cher au monde, est calomnieusement accusé?

N'est-ce pas donner nous mesme aux auteurs de cet indigne ouvrage tout l'avantage qu'ils espéraient en tirer? Une réflexion très-judicieuse c'est que, s'ils ont désiré qu'il parvînt au Roi et devînt ensuite public par la voie de l'impression, aucun d'eux ne s'est apparemment trouvé assés audacieux pour aller dire en face à ce Prince ce qu'ils cherchent à lui insinuer bassement par la voie d'un libelle anonime. Et s'ils en ont fait tirer autant de miliers d'exemplaires pour les répandre par toute l'Europe, on voit bien qu'ils ont espéré qu'un pareil éclat forcerait le Roi à prendre un parti, sur lequel il aurait peut-être hésité si l'outrage eût été moins public. Et dans ce cas, à quelques personnes que le Roi demandât conseil, ils ont encore espéré qu'il s'adresserait à quelques-uns des gens interessés à lui insinuer que, si la Reine ne peut pas rigoureusement être regardée sur cette accusation comme coupable encore, il est certain que les précautions indiquées par l'auteur sont au moins très-bonnes pour empêcher qu'elle ne puisse

jamais le devenir. Et alors, Madame, n'auraient-ils pas gagné tout ce qu'ils désirent? Car il n'y a pas moyen de s'y tromper; le but qu'ils se proposent est d'inspirer de la méfiance au Roi sur la sagesse de la Reine et sur l'ambition qu'on lui prête de vouloir le gouverner, afin de s'emparer du pouvoir, en éloignant ce Prince de sa femme et lui faisant porter ailleurs une tendresse et une confiance qui lui sont dues à tant de titres.

Faire parvenir au Roi cet ouvrage est donc bien certainement le premier but des auteurs de cette noire intrigue. Le publier ensuite est leur second désir, mais absolument subordonné au premier et ajouté seulement pour en avancer le succès.

En m'assurant par les soins les plus exacts que jamais l'ouvrage ne verra le jour, j'ai déjà remédié au second mal que ce libelle devait produire. Mais c'est n'avoir gagné que la moindre partie, si je suis condamné à remettre moi-mesme au Roi un exemplaire du libelle. La Reine aurait donc reçu ce coup affreux par moi! Elle pourait me reprocher toute sa vie d'avoir été l'instrument des chagrins qu'elle éprouverait! Et moi malheureux! après avoir travaillé pendant trois mois, jour et nuit, pour arrêter dans sa source un mal horrible, après avoir couru le plus grand danger de perdre la vie pour sauver des peines à ma très-respectée Souveraine, il se trouverait à la fin que j'aurais été moi-mesme le ministre de l'infernale méchanceté qui poursuit cette princesse, en fesant lire au Roi, contre toute prudence, cet amas artificieux de griefs aussi faux qu'outrageux.

Non, Madame; tout considéré je ne porterai point au Roi cet infame libelle. Ce serait bien mal reconnaître la confiance dont ce Prince m'honore, que d'aller troubler son repos, ruiner la paix de son âme et peut-être l'armer d'une injuste méfiance contre la plus respectable des princesses, contre mon auguste bienfaitrice. En pareille occasion j'osai bien refuser au feu Roi de satisfaire sa curiosité; cependant il avoit plus de soixante ans, cepandant il ne s'agissait que de sa maîtresse et non d'une

Reine et non de sa femme, et j'aurais persisté dans mes refus avec fermeté, s'il ne m'eût pas fait assurer positivement que pourvu que je ne disse à personne qu'il avait vu le libelle, je pouvais le lui montrer sans crainte qu'il s'en affectât, ayant, disait-il, passé toute sa vie à mépriser de pareilles offenses.

Mais Madame, tout le sang froid d'un Prince aussi expérimenté, faut-il l'attendre d'un jeune homme dans le feu de l'âge et outragé pour la première fois de sa vie dans ce qu'il a de plus cher au monde?

Non, je le repette avec une courageuse liberté, et je parle moins ici à une Impératrice qu'à une mère sensible et justement allarmée sur les maux qui menacent sa fille. Non, il y a trop de risques à mettre sous les yeux d'un jeune Roi un ouvrage aussi dangereux, pour qu'on ne préfère pas tout le péril qui peut résulter de lui dissimuler le contenu de ce libelle dans ce qui a rapport à la Reine seulement.

Mais quel est ce péril et qui menace-t-il uniquement? C'est ce que je vais tacher d'éclaircir, Madame, en examinant la seconde question que j'ai posée.

Dans le cas où l'on mutillera ce libelle, sur qui porteront les risques de cette respectueuse audace?

Madame, ils porteront sur moi, sur moi seul, je le sens. Mais je le sens avec beaucoup moins de frayeur que je n'aperçois tous les maux qui peuvent accabler la plus respectable des Princesses, si je remets au Roi le libelle tel qu'il est.

Il y a deux voies ouvertes pour soustraire la Reine à ce danger.

La première est un moyen extrême et qui ne pourait être adopté par un homme sage qu'à la dernière extrémité. Ce serait de ne rien porter au Roi et de supposer que dans le combat contre les brigands de la forêt de Neuschtat et moi, ils m'ont volé avec mon portefeuille dans ma poche l'exemplaire que le lui destinais. Mais outre que c'est un mensonge qui me répugne horriblement, il ferait naître dans l'âme du Roi

une juste inquiétude que cet exemplaire volé ne produisît bientôt une nouvelle édition de l'ouvrage, ce qui lui ferait réduire à rien le fruit du service que j'ai dû lui rendre, et puis en rendant compte au Roi du contenu de ce livre, il n'en faudrait pas moins, en suivant mon principe, que j'employasse la mesme dissimulation que je propose sur les objets qui regardent la Reine. Et cette dissimulation pourait être aisément suspectée et me faire regarder par le Roi comme un serviteur maladroit et peut-être infidelle dans ses rapports.

Le second moyen et sans contredit le plus sage est de faire imprimer promptement un exemplaire de ce libelle, dans lequel on supprimera tous les traits outrageans qui portent sur la Reine.

Je supplie Votre Majesté d'observer avec moi que, quand mesme le Roi, tourmenté par la lecture de cet ouvrage tronqué, irait le montrer à quelqu'un des gens qui ont contribué à le faire faire, il n'y en a pas un seul qui osât lui dire que ce n'est pas le véritable libelle et que la Reine était bien autrement outragée dans l'autre. Ce serait avouer qu'on a eu connaissance du manuscript et qu'on a participé à sa publication, ce qu'ils se garderont bien de faire. Car s'ils étaient assés audacieux pour hasarder un tel propos, ils n'auraient pas pris la voie du libelle anonime pour outrager et décrier la Princesse à qui ils veulent ôter la confiance du Roi. Dans leur noire politique ils ont donc eu la volonté de rester cachés; c'est sur quoi je fonde ma sécurité, et j'ose bien assurer qu'il n'y a pas un seul homme, quel qu'il soit, qui portât l'effronterie au point de laisser soupçonner au Roi qu'il a participé à cette infamie. Je supplie Votre Majesté d'observer que cette réflexion est du plus grand poids.

D'ailleurs je suppose qu'ils paroissent à faire connaître au Roi qu'il n'a pas le libelle tel qu'ils ont voulu le publier. N'est-il pas alors tout aussi naturel de supposer que l'infidélité exercée sur le texte du manuscript vient de la part de celui

qu'ils ont chargé de le faire imprimer, que de celle de la personne que le Roi a employée pour en opérer la suppression. Et j'avoue que je ne croirais point mon honneur blessé ni ma délicatesse offensée, si j'étais obligé de rejeter sur un autre un ménagement dont je ne manquerais pas mesme de lui envier l'honneur de l'idée en l'en laissant accuser.

Mais je vais plus loin. Je mets en fait que le Roi, par quelque moyen que ce fût, pût être instruit que j'ai pris la respectueuse liberté de ménager sa sensibilité, en supprimant de grossières horreurs imprimées contre la Reine sa femme. Dans ce cas-là mesme, je supplie Votre Majesté Impériale de croire que j'ai dans le coeur un courage assés ferme pour m'honnorer publiquement d'avoir usé de ce judicieux ménagement. Et dût une disgrâce éclatante suivre un pareil aveu, si j'ai pu épargner à la Reine quelques chagrins, je ne croirai pas avoir trop acheté ce bonheur par tout ce qu'on peut me faire envisager de plus redoutable.

Que peut-il m'arriver de plus affreux que ce que j'ai déjà éprouvé pour remplir cet objet? N'est-ce pas en m'enfonçant dans le bois de Neuschtat pour achever au péril de ma vie les derniers exemplaires echapés à ma vigilance de ce livre qui outrage la Reine, que j'ai été poignardé par des scélérats? Je n'y suis pas péri. Un miracle m'a sauvé la vie, et j'y ai recouvré tous les débris de l'ouvrage dont je poursuivais l'infidelle éditeur.

Cette protection déclarée du ciel m'assure que ma conduite en toute cette affaire lui est agréable. Et à quelque peine que la rigueur outrée du Roi me condamnât pour avoir assuré par ma prudence son bonheur et celui de la Reine, je la souffrirais avec résignation, peut-être mesme avec joie aussi longtems que ma conscience me rendrait témoignage qu'ayant reçu carte blanche de mon Roi pour le servir de mon mieux, j'ai pu, sans offenser mon honneur, mon devoir et la soumission que je lui ai vouée, lui dérober des choses qui pouvaient troubler une union qui

fait sécher de dépit les méchans qui veulent s'emparer de l'autorité en calomniant la sagesse, la vertu, la beauté sur le trône, et toutes les grâces enchanteresses que la France adore dans la plus aimée des Souveraines.

Après avoir éclairci par un sage examen les deux questions que j'avois posées, il est juste maintenant de peser les considérations qui pouraient empêcher une mère de se pretter à des vues que sa tendresse pour la Reine sa fille lui fait certainement approuver.

Par la démarche que j'ai faite auprès de Votre Majesté Impériale, Madame, vous pourriés supposer que mon incertitude et ma faiblesse cherchent à s'étayer dans un point aussi hazardeux de toute l'autorité que doit avoir ici l'avis d'une mère de votre rang et de votre prudence reconnue. Je n'ai pas dû espérer non plus que Votre Majesté accordât à un inconnu, quelque zèle qu'il montrât, une confiance assés grande pour la déterminer à guider la conduite qu'il doit tenir par un ordre précis qui pourait la commettre un jour avec le Roi son gendre.

Voilà, si je ne me trompe, les idées qui ont pu se présenter à Votre Majesté. C'est à moi de lever ces scrupules.

1°. J'ose avancer, Madame, sans craindre d'être démenti par personne, que je suis honnoré de l'estime de toute la nation française à titre d'homme d'honneur égallement ferme et courageux. C'est à ce titre mesme que le Roi m'a honnoré d'une confiance qu'il cherchait à bien placer.

2°. Je ne demande point d'ordres positifs à Votre Majesté relativement aux choses que ma reconnaissance pour la Reine votre fille m'inspire. Je prens tout sur moi. Je me charge seul de tout le danger de l'événement. Je supplie seulement Votre Majesté de fermer les yeux sur la réimpression secrette d'un seul exemplaire du libelle que je ne voudrais mutiler que pour prévenir de très-grand maux. Je la supplie de permettre seulement que je trouve dans Sa capitale quelques facilités pour conduire à sa fin une entreprise que je ne tente que pour donner,

selon ma prudence et mes lumières, la plus grande preuve de respect dont je puisse reconnaître la confiance du Roi mon maître. S'il m'en arrive malheur, mon dessein est de ne m'en prévaloir sur personne. J'en veux garder chèrement tout le blâme et le mal pour moi seul, heureux si par un zèle aussi pur et mesme encore une fois au péril de ma vie je puis épargner à la Reine ma très-respectée Souveraine tous les chagrins dont ses dangereux ennemis veulent accabler Sa jeunesse.

Il ne me reste plus qu'à supplier Votre Majesté de ne pas laisser perdre un moment davantage, car l'entier succès dépend autant ici d'une grande célérité que du zèle ardent avec lequel j'ose l'entreprendre.

Je suis avec le plus profond respect

de Votre Majesté Impériale

le très-humble et très-obéissant serviteur

Caron de Beaumarchais,
voyageant sous le nom de Ronac.

De Vienne ce 23 aoust 1774.

IX.

Monsieur le comte,

La première réflexion que je fais sur le bizarre accident qui m'arrive, est que Sa Majesté Impériale veut avoir quelques éclaircissements sur mon compte, et savoir si je suis vraiment l'homme chargé d'une mission secrette de mon Roi, qui voyage sous le nom de Ronac, quoiqu'il s'appelle Caron de Beaumarchais, car si ce n'est pas cela, j'avoue que ma raison est en défaut et que je n'y entends rien du tout.

Quelque soit la rigueur de ce procédé, il faut bien que je m'y soumette, et c'est en partant de l'idée que je me forme de ma détention, que je vais raisonner avec vous, Monsieur le comte, puisque la confiance de l'Impératrice Reine m'a paru sans bornes pour Votre Excellence. Ou je suis M. de Beaumarchais ou je suis un fourbe, qui par quelques vues secrettes ait pris un nom et une mission qui appartenoient à un autre. Si je ne suis pas réellement ce que je dis être, quelques prévoyances de plus ne peuvent être d'un tel embarras qu'on doive se faire une peine de les avoir. Mais je suis M. de Beaumarchais, je dois oublier le traitement que j'éprouve, et ne pas perdre de vue un instant mon affaire, car je suis chargé d'intérêts bien précieux. Le plus pressant de tous est que Sa Majesté veuille bien envoyer un ordre secret aux Magistrats de Nuremberg et d'une autre ville qui n'en est qu'à une lieue, route d'Ausbourg, dont le nom, difficile à retenir, s'est échappé de ma mémoire, et est écrit sur un de mes portefeuilles que vous avés. Mais l'indication de cette ville qui m'importe à moi, c'est qu'il y a, dit-on, beaucoup d'imprimeurs, et c'est dans une de ces deux villes que le nommé Guillaume Angelucci devait ressusciter par l'impression un infame ouvrage que j'ai été assez heureux de détruire. Si la terreur, que ma vigilance a causée à cet homme, a été moins forte chez lui que le désir de gagner l'argent qu'on lui a promis, et si malgré toutes mes précautions il lui est resté ou dans la mémoire, ou dans quelque dépôt à moi inconnu, de quoi recommencer son oeuvre d'iniquité, cet homme est caché dans quelque imprimerie de l'une de ces deux villes. Je désirerais donc que sans perdre un seul instant, on envoyât un ordre secret aux Magistrats de faire faire une perquisition exacte dans toutes les imprimeries pour savoir s'il ne s'y imprime point un ouvrage français sous le titre d'avis important à la branche Espagnolle, ou la traduction italienne de ce mesme ouvrage. Voilà ce qu'il y a de plus pressé. Le mesme courrier doit être

chargé de demander à M. de Lofelos*) ou à-peu-près, bourguemaître de Nuremberg, si par bonheur on aurait arrêté aux portes de la ville ou aux environs l'un des hommes dont M. de Ronac, blessé par des voleurs dans le bois de Neuschtat, lui a donné la désignation. Ce n'est pas les voleurs qui m'intéressent; ils n'échapperont pas à leur sort, mais c'est que j'ai donné le signalement du nommé Angelucci aussi exact que je l'ai pu. J'y ai mesme ajouté le nom qu'il portait en Angleterre d'Hatkinson en priant M. le bourguemaître sitôt que cet homme serait arrêté, d'en donner avis à l'Impératrice. Si mon bonheur voulait que cet homme, au lieu de quitter la partie et de s'en retourner en Italie, fût entré et eût été arrêté dans l'une de ces villes, il faudrait le faire transporter à Vienne aussitôt. J'en tirerais peut-être le reste des lumières qui me manquent, pour éclairer la ténébreuse intrigue qui a fait ágir cet homme.

Voilà pour un article; cette lettre est assez longue. Je remets les autres réflexions à une seconde, et il faut bien, Monsieur le comte, que vous essuyés le dégoût de me lire, puisque celui de m'entendre ne peut avoir lieu, car ce n'est pas le tout que d'être prisonnier d'Etat, il faut faire ses affaires, et si je ne les ai pas perdues de vue, tout blessé et malade que j'étais, en venant à Vienne, je serais impardonnable de les abandonner, parce qu'il a plu à une autorité supérieure de s'assurer de ma personne.

Je suis . . . .

---

*) Löffelholtz.

X.

Seconde lettre à M. le comte de Seilern depuis que je suis arrêté à Vienne. Ce 24 aoust 1774.

Monsieur le comte,

Je continue toujours à raisonner, dans la supposition que la voie de rigueur dont Sa Majesté use envers ma personne, est moins employée contre moi proprement dit, que contre un homme quelconque qui aurait pris mon nom et ma mission. Cela posé, et faisant abstraction de tout désagrément personnel, j'ai l'honneur de prévenir Sa Majesté que l'exemplaire que mon respect a confié à sa prudence, est une chose doublement précieuse, à cause du paraphe qu'il porte à la première page. Ce paraphe ne pourrait être détruit ou déchiré, soit en mettant cet exemplaire dans ma poche ou autrement, sans me faire pour l'avenir perdre un avantage réel. On ne saurait trop porter d'attention à ce que ce premier feuillet se conserve en bon état, car suivant les loix d'Angleterre, lorsqu'on veut attaquer un homme comme libelliste, il faut pouvoir fournir contre lui une preuve légale que cet homme a fait la chose dont on l'accuse. Or la plus forte preuve est l'identité, et il n'y a pas une plus frappante que le paraphe de cet homme, appliqué sur l'oeuvre qu'on lui reproche. C'est dont pour pouvoir attaquer mon homme en loi, si jamais il travaillait à ressussiter son libelle, que je lui ai fait mettre son paraphe sur un exemplaire qui m'est resté et dont il se reconnait coupable en cas que je l'attaque en loi.

Encore tranquille sur ce second objet, je passe à un troisième. Si je suis M. de Beaumarchais, chargé d'une mission aussi

secrette que semée d'épines, Sa Majesté Impériale ne peut avoir oublié quels precieux intérêts Elle m'a permis de discuter secrètement en sa présence. Je ne cache pas à Sa Majesté que je suis bien plus vivement affecté du tort que ma détention peut faire à ces intérêts là, que du très-singulier point de politique qui me constitue prisonnier à Vienne. J'ai, Monsieur le comte, dans mes papiers mille et une manière de prouver que je suis bien l'homme pour lequel je m'annonce, et si ce n'est que des éclaircissemens que l'on veut, je me serais fait un grand honneur d'assurer la tranquilité de Sa Majesté, sans qu' Elle eût besoin d'employer une voie rigoureuse, qui peut porter, par son éclat, le plus grand préjudice aux choses qu'Elle désire certainement en sa qualité de mère sensible. J'ai dit hier à votre secrétaire, Monsieur le comte, que le Roi seul et mon ami M. de Sartines avaient le secret de ma mission. Si Sa Majesté aime mieux recevoir ses éclaircissemens de France que de moi, je lui demande qu'elle me permette de lui indiquer comment il faut s'y prendre pour s'éclaircir sur mon compte avec le moins d'éclat possible, car j'en reviens toujours à dire que Sa Majesté Impériale finira par regretter amèrement la voie qu'on lui fait employer à mon égard. Et les ménagemens que je désire, portant moins sur moi qui n'en ai aucun personnel à garder, que sur les intérêts qui ont été si profondément discutés devant Elle avant-hier, je joindrai donc, si Sa Majesté le permet, une lettre ouverte que j'écrirai à M. de Sartines, dans le paquet qu'Elle enverra à son Ambassadeur en France. Cette lettre lèvera tous les doutes, mais il faudra que M. le comte de Mercy voye M. de Sartines et s'éclaircisse sur mon compte en secret, autrement Sa Majesté me mettrait dans le cas d'une justification publique sur ma détention à Vienne, et toute publicité ne peut que faire un grand mal relativement à la suite des intrigues que je suis en train de démêler. Ce que je dis là doit paroitre aussi sensé à l'Impératrice que tout ce que j'ai eu

l'honneur de lui dire avant-hier, lui a semblé raisonnable, et je jure à Sa Majesté que si je n'étais retenu par des considérations majeures et dont je lui ai expliqué toute l'importance, je me ferais réclamer sur le champ par notre Ambassadeur, à qui il ne me serait nullement difficile de me faire bien connaître; M. l'abbé de Villefonds, son homme de confiance à Paris, m'ayant acheté l'an passé, de la connaissance du prince Louis, ma très-belle maison de campagne à Pantin tout auprès de Paris. Je ne puis dissimuler à Votre Excellence que c'est de force et malgré moi que l'on m'a ôté du col la boîte d'or contenant quelquechose que j'avais juré ne pas abandonner au péril de ma vie. Après ce que j'ai eu l'honneur de dire en votre présence à l'Impératrice, je ne puis m'empêcher de trouver qu'on a été bien loin à mon égard sur la rigueur du traitement. Cela mesme qu'on m'a enlevé, était une sauve-garde qui devait me rendre sacré au milieu d'une nation alliée à la nôtre par des liens aussi puissants. Quoiqu'il en soit, j'ai écrit sur le papier qui renferme cette boîte que je désirais qu'elle fût remise à l'Impératrice, puisque ma protestation sur l'espèce de violence qui m'était faite à l'égard de ce dépôt, n'empêchait pas qu'on me l'enlevât.

La grande lettre que j'avais minutée en brouillon hier matin, Monsieur le comte, je l'ai copiée hier l'après midi. En supposant toujours que je suis M. de Beaumarchais, chargé de la mission secrette dont Sa Majesté connait l'importance, cette lettre que je destinais à l'Impératrice pourait fort bien malgré ma détention lui être remise, si Elle le jugeait à propos. Sa Majesté y verrait de combien de façons mon zèle sait se replier pour remplir dignement la mission délicate dont je suis chargé. Je venais de l'achever lorsqu'on m'a enlevé mes papiers, au milieu desquels elle se trouve.

J'assure de nouveau Votre Excellence de mon respectueux hommage.

XI.

Monsieur le comte,

Il faut bien que Votre Excellence excuse toutes mes importunités, mais j'ai le sang dans une telle agitation de l'impatience de me sentir prisonnier, qu'il me semble que je ne puis trop me presser d'écrire en France. Je me suis expliqué si librement devant l'Impératrice et vous sur les objets que ma lettre à M. de Sartines renferme, que je crois ne commettre aucune imprudence en vous envoyant ma lettre toute ouverte*). Si l'Impératrice en prend lecture, Sa Majesté concevra sans peine pourquoi je ne parle pas dans cette lettre des ménagements particuliers que je n'ai confiés qu'à Elle seule sur ce qui intéresse personnellement la Reine sa fille, et Elle jugera qu'au travers les peines, les contradictions dont je suis écrasé, je ne perds pas de vue la discrétion que mon respect m'impose pour des intérêts aussi sacrés. Si par quelque faute que j'ignore, j'ai mérité d'être arrêté, pour prix de mon zèle, dans les Etats de l'auguste Impératrice, faites-moi la grâce de m'en instruire que je me justifie. S'il ne s'agit que de me bien connaitre, je vous suplie de ne pas perdre un moment à faire partir cette lettre et surtout d'engager l'Impératrice de vouloir bien nommer un commissaire inquisiteur, lequel, en examinant avec moi mes papiers, sera en état de donner à Sa Majesté sur mon compte toute la tranquillité qu'Elle peut désirer.

Je suis avec le plus profond respect
de Votre Excellence
Monsieur le Comte
Votre très-humble et très-obéissant serviteur
Vienne ce 24 aoust 1774. Beaumarchais.

---

*) Beilage XIII.

XII.

Pro Memoria.

In der Nacht zwischen d. 14. und 15. Curr. kame hier ein sich angebender französischer Edelmann Nahmens de Ronac an, welcher in dem Gasthof zum rothen Hahnen, wo er über Nacht geblieben, erzehlet, dass er eine Stund ausserhalb Neustadt an der Aisch d. 14. Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr von Strassen Räubern angegriffen worden wäre, wovon er unterwegs doch nirgendwo was angezeiget, allhier aber zu dem Ende sich zu dem Burgermeister verfüget hat.

Es würde dem Ober Post Amt vielleicht selbsten unangezeiget geblieben seyn, wann nicht jemand in dem Gasthof zum rothen Hahnen von selbsten nach dem Post-Officiali Herrn von Fezer geschicket hätte, um die erzehlung des Hn. von Ronac anzuhören. Welchergestalten solche erzehlung gefallen seyn solle, hat der H. von Fezer gleich rapportiret, und ist wie die Abschrifft Beylage sub litt. A.*) lautet, unverzüglich ad protocollum genommen, auch mit zeugschafft bescheiniget worden.

Dieser dem Franckfurter Postwagen Raub vom 4. hujus so geschwind, und auf eine so freche arth nachfolgende Vorfall, wobey die Sicherheit dieser Haupt Post Route gar zu sehr violiret wäre, hat eine genauere untersuchung vermüssiget, um theils die Umstände besser zu erfahren, alss auch die erforderliche Maasnehmungen gegen ein so äusserst nachtheiliges Uebel zu befassen.

Der zu dem Ende auf die Route mit der von Ronacischen Beschreibung der Räuber sogleich abgeordnete Postofficialis Herr Huttel hat gleich am anderen Tag aus Neustadt von

*) Beilage II.

deme vorläufige Nachricht ertheillet, was das dortselbsten auf die Anzeige des retour gegangenen Postillon Bey Amt verfasste und sub litt. B. in Abschrifft beyliegende Protocollum*) enthaltet, und wie man ebenfalls vorläufig schon weiss, hat sich der von dem abgeordneten Hr. Officiali Huttel in Langenfeld ad Protocollum vernommene Postillon auf eine mit diesem Neustädter Protocoll übereinstimmende Arth geäusseret.

Inzwischen ist auch noch ein Schreiben von dem Chevalier de Ronac aus Regensburg an den Officialen H. von Fezer hier eingetroffen, wovon sub litt. C. die Abschrifft mitfolget**).

Dieses Schreiben wiederhohlet die Angabe des Angriffes, ist aber in ein so anderen Umständen von demjenigen abweichend, was nach der von Fezerischen mit Zeugen bewährten Anzeige in dem Protocollo sub Litt. A. enthalten ist, und viele über dieses Schreiben anzustellende Betrachtungen wegen Aufschneidung des Hossen-Bandes, und wann alles noch für wahr anzunehmen, wegen nicht mitwegnehmung des dem Räuber doch abgenommen haben sollenden Hirschfängers, und wegen nicht Tödtung, oder nicht Verwundung des Räubers, und was derley seltsamkeiten dabey mehr sind, alle derley betrachtungen verursachen beynahe, dass man den Zweifel über die richtigkeit der Geschichte beytretten muss, so wenig man sonsten sich entschliessen kann, dem Ansehen des Hn. von Ronac (der in Wien bey Kayserl. Majestaeten Geschäften zu haben, und dahero sehr zu pressiren, auch dass er seinen Zufall allerhöchsten Orthen gleich selbsten mündlich in Wien Anbringen werde, vorgegeben) zu nahe zu tretten. Die Geschichte des Räuberischen Angrifes ist bereits Landkundig, desgleichen wird auch das, was der Postillon ausgesaget, bekannt.

Im Fall der wahrheit muss der H. von Ronac verschiedene zweiffelhaffte Umstände noch erleuteren, denn daran

*) Beilage I.
**) Beilage V.

lieget die Sicherheit der Strasse und der Post, sowie auch die Ehre dieses Herrn selbsten. Im Fall der unwahrheit, an derer entdeckung nicht weniger gelegen, muss solche ebenfalls auf eine schickliche Arth bekannt gemachet werden, damit der bösse Ruf, in welchen die Route durch die Ronacische Geschichte noch mehr als durch den Postwagen Raub versezet worden, wiederum zerstreuet werde.

Damit nun eines oder das andere geschehen möge, ohnermangle gehorsamst, die einleitung dazu dem hohen Gutfinden, und der klugen Einsicht des Herrn General Intendanten Freyherrn von Lilien Gnaden unterthänig anheim zu stellen.

Nürnberg, den 18. August 1774.

Carl Valentin Wels.

XIII.

Adresse:

A Monsieur de Sartines, Conseiller d'Etat, Lieutenant-général de police en son hôtel à Paris.

Vienne ce 24 aoust 1774.

Lorsque je vous ai écrit, Monsieur, de Ratisbonne ou plutôt de Passau, car c'est de ce dernier lieu que ma lettre est partie, l'horrible mais trop heureux accident qui m'est arrivé à quelques lieues de Nuremberg, puisque je suis debout et que la précaution que j'avais eu de suspendre à mon col dans une boîte d'or l'ordre du Roi, crainte de le perdre, m'a sauvé la vie, je vois d'ici que vous avez levé les mains de surprise et que vous avez au moins cru que cet accident lasserait ma mauvaise fortune. Point du tout; un excès de zèle qui devait, selon mes lumières, combler le succès de ma très-désagréable commission, a si mal

tourné, qu'au moment que je vous écris, je suis arrêté à Vienne, j'ai huit grenadiers dans mon antichambre et un, bayonette au fusil, dans ma chambre, qui ne me perd pas de vue. Ce bizarre événement serait bien propre à rendre fou l'homme le plus sage, mais comme je ne me crois pas l'homme le plus sage, je me contente de maudire le désagréable contretems qui m'empêche de donner un peu de repos à ma pauvre teste, de travailler à ma très-délabrée santé, et de repartir promptement pour aller rendre compte au Roi du succès entier de mes soins. Si vous êtes bien curieux de savoir pourquoi je suis prisonnier d'Etat à Vienne, moi Français, voyageant par ordre et pour le service secret de mon Roi, demandés-le à M. le Comte de Mercy que la Cour de Vienne en aura probablement instruit, car pour moi, je l'ignore.

Tout ce que je sais, c'est que, quand j'ai eu rattrapé assés près de Nuremberg le misérable éditeur du libelle que j'avais détruit, et après lequel je n'avais cessé de courir, comme je vous l'ai mandé, depuis Amsterdam jusqu'à ce que je l'aye joint, malgrè la fièvre que j'avais dès Cologne; à l'instant où, dans la joie d'avoir rattrapé les débris de cet ouvrage échappés à ma vigilance, je venais d'être assassiné dans la forest de Neuschtat, je me suis promptement rendu à Nuremberg, rendant le sang par la bouche, par la joue, par la main gauche. Mais comme vous savés que rien n'altère mon sangfroid et ne détruit mon courage, j'ai pensé qu'étant dans les Etats de la mère de notre auguste Reine, je pourrais peut-être user contre le maudit juif italien qui me donne tant de peines depuis trois mois, d'une force que l'on n'a contre personne dans les pays libres d'Angleterre et de Hollande, et j'ai imaginé que, si par quelque voie que ce fût, je pouvais parvenir à le faire arrêter, alors je ne risquerais rien de confier à l'Impératrice que cet homme était dépositaire de secrets qui intéressaient le repos du Roi et le bonheur de la Reine, et mon espoir était qu'il ne serait pas difficile, ou de l'interroger à Vienne ou de le faire transférer

à Paris. En conséquence, en donnant à Nuremberg au magistrat la désignation du lieu et de la manière dont j'avais été attaqué près de Neuschtat, j'ai eu grand soin de donner aussi le signalement exact de mon Angelucci, en priant le magistrat que, si l'on pouvait surtout arrêter cet homme, on eût à en donner sur le champ avis à l'Impératrice. Et sans consulter l'état affreux de ma santé, lorsque je vous ai eu écrit que tout était en sûreté, que le Roi pouvait compter que pas un feuillet de l'ouvrage ne verrait le jour, et que j'en répondais sur ma teste, je suis parti pour Vienne. Lorsque je n'ai pu soutenir ma chaise, je me suis jeté dans un bateau sur le Danube, et enfin tout en étouffant et en vomissant le sang, je suis arrivé à Vienne, où mon premier soin a été de solliciter très-secrètement une audience particulière de l'Impératrice, dans laquelle j'ai supplié Sa Majesté de vouloir bien envoyer un ordre secret à Nuremberg pour fouiller toutes les maisons d'imprimeries, parce qu'un homme que j'avais eu le bonheur de dépouiller de tout le reste des matériaux d'une infamie qui intéressait le bonheur de ses enfans, se croyant encore une fois débarrassé de moi, pouvait avoir choisi une retraite à Nuremberg, quoique je l'eusse bien désigné pour qu'on l'arrêtât, s'il y paraissait. L'Impératrice a paru parfaitement entrer dans mes vues, et quoique Sa Majesté doutât, ainsi que moi, que cet homme eût osé après ma rencontre rester dans le pays, Elle n'en semblait pas moins disposée à envoyer les ordres les plus précis à Nuremberg. Je vous vois tout prêt à m'accabler de vos obligeans éloges, et j'ose croire que j'en mérite quelques-uns. Mais 24 heures après cette audience, lorsque j'allais me faire saigner, on est venu saisir tous mes papiers, m'arrêter, me garder à vue. Sur mon honneur je crois qu'on me prend pour un homme qui s'empare des noms de Ronac et de Beaumarchais pour quelque mauvais dessein. Quoiqu'il en soit, si cette lettre vous parvient, ne tardés pas un moment à prévenir le Roi de ce bizarre accident, et faites réclamer bien vite et tirer de prison celui

qui vous aime de tout son coeur et qui brûle de vous en aller renouveller l'assurance.

Caron de Beaumarchais
voyageant sous le nom de Ronac.

Vous entendez que, si je vous écris avec cette liberté, dont je n'userais pas si ma lettre allait par la poste, je suppose qu'on envoye un courrier exprès en France.

XIV.

Ce 25 aoust 1774.

Pour donner à l'impératrice reine tous les éclaircissemens sur mon nom, mon état et l'objet de mon voyage que Sa Majesté désire de moi (si j'ai bien deviné toutefois le motif de ma détention) j'ai prié Son Excellence M. le Comte de Seilern de m'envoyer quelqu'un de confiance, à qui je puisse montrer tous mes papiers, et que je puisse convaincre que je suis bien l'homme pour lequel je me suis donné.

Aujourd'hui 25 aoust 1774, M. de Sonnenfels vient de la part et mûni d'un pouvoir de Son Excellence, et moi, désirant éclaircir tous les nuages, résoudre toutes les objections qu'on pourroit me faire, et surtout désirant ne pas perdre à des choses inutiles un tems extrêmement précieux relativement à l'objet de mon voyage, j'ai prié M. de Sonnenfels de vouloir bien faire apporter ici mon portefeuille avec la clef, qui est celle dont la forme est triangulaire. C'est dans ce portefeuille que nous trouverons beaucoup plus de preuves qu'il n'en faut pour tranquiliser Sa Majesté impériale, et me faire rendre sur le champ la liberté, sans laquelle l'objet principal de mon voyage se trouverait coupé et peut-être irréparablement détruit.

Quant à l'objet de la recherche aussi importante que secrette que j'ai supplié Sa Majesté de faire faire à Nuremberg et à une autre ville toute prochaine, dont le nom m'est échapé, mais qui est écrit sur mon portefeuille, je ne pourais que repetter ce que j'ai dit à Sa Majesté, et surtout ce que j'ai écrit avant hier à Son Exc. M. le Comte de Seilern, et ce serait multiplier les lettres sans nécessité.

J'ai fait prier M. le Comte de Seilern de vouloir bien permettre que j'écrivisse à Paris pour mes affaires particulières une lettre assez pressée et sur des objets qui m'intéressent infiniment, à M. le Président de Rondil, mon ami, et qui s'est chargé à mon départ de suivre mes affaires personelles. J'envoyerai la lettre toute ouverte à Son Excellence.

Quant au grand objet de mon voyage, et sur lequel ma détention est apparemment fondée, je supplie Sa Majesté impériale de me permettre de lui observer que la politique qui me retient à Vienne, est un peu en défaut, et qu'on fait précisément le contraire de ce qui serait utile à faire.

Si c'est en qualité d'homme suspect que je suis arrêté, il me semble qu'au lieu de perdre un tems bien précieux, on pouvait exiger de moi dès le premier moment tous les éclaircissemens que je n'ai cessé d'offrir depuis que je suis arrêté. On aurait été aussi bien convaincu au bout de deux heures qu'on va l'être au bout de huit jours, que je suis réellement M. de Beaumarchais, que je suis réellement honoré d'une commission secrète, qui exige autant de célérité que de discrétion. Et voici le grand mal qui résulte de me retenir à Vienne. La première chose que j'allais faire en arrivant à Paris était de me faire donner l'ordre le plus secret d'examiner à la poste toutes les écritures des lettres arrivant de Venise, de Nuremberg, d'Amsterdam ou de Londres, et mesme d'examiner toutes les écritures des lettres de Paris, partant pour ces villes, car il est bien certain que les auteurs d'une intrigue abominable, ne voyant aucun effet des ordres qu'ils ont donné à leur agent,

ou lui écriront dans ces premiers momens, ou recevront de lui les raisons qui l'ont empêché d'exécuter sa commission.

Et c'est là la dernière ressource qui restait à mon zèle pour découvrir la source de ce que je viens de détruire. Mon intention était encore de prier Sa Majesté de me faire parvenir en France par la voie que j'aurais indiquée le fruit qu'on aurait retiré des recherches secrètes de Nuremberg, car on sent bien que ce premier moment de chaleur passé, les auteurs de l'intrigue se voyant barés et ayant reçu les nouvelles de leur agent, cesseront d'écrire, dans la crainte de se compromettre. Ainsi le tems que l'on me fait perdre fort inutilement à Vienne, est un mal irréparable que l'on apporte par une précaution superflue aux intérêts de mon maître. Car qu'est ce qui intéresse la Reine impératrice aujourd'hui? D'abord de savoir si je suis bien l'homme pour lequel je me suis donné. Mais comme tout l'annonce, comme les preuves fourmillent, comme je ne cesse de les offrir et de crier sans cesse: ne perdés donc pas de tems en une affaire aussi grave, il me semble que l'impératrice n'a autre chose à faire en ce moment que de faire bien vérifier mes preuves, et s'il lui reste quelques nuages encore après cet examen, je consens d'être conduit en France sous sûre garde. Pourvu que j'y sois bien vite, il importe peu à mon amour-propre de quelle façon l'on m'y ramène. Je ne suis occupé que de l'objet de ma mission, et j'ose assurer Sa Majesté que la route longue et hérissée de formes qu'on employe à mon égard, fait cent fois plus de mal aux intérêts que Sa Majesté doit servir, que tout ce qu'elle pourait apprendre par cette voie ne peut lui être utile.

Tout ceci est assez mal dicté, mai j'écris rapidement, et pourvu que je me fasse bien concevoir, je suis content.

En deux mots, éclaircissez-vous si je suis M. de Beaumarchais, et renvoyez-moi bien vite où mon devoir m'appelle, ou faites-moi conduire en France pieds et poings liés bien

ferme. C'est faire le thème de toutes les façons possibles, et donner toutes les preuves de zèle que mon maître a droit d'attendre d'un serviteur aussi vigilant.

Caron de Beaumarchais

voyageant sous le nom de Ronac, sous lequel nom j'ai mes passeports dans l'un de mes portefeuilles.

XV.

Monsieur le comte,

Le médecin de Votre Excellence vient de gagner de votre part les oeuvres de miséricorde en visitant le pauvre prisonnier; je vous en rends grâce. J'ai oublié dans mes dernières lettres de prévenir Votre Excellence qu'entre les personnes qui m'ont témoigné un généreux intérêt à Nuremberg, M. Charles Fetzer, officier de la poste et fils d'un médecin à Vienne, s'est chargé de m'écrire sous l'adresse de M. de Ronac à la poste restante à Vienne, car je n'ai pu lui donner aucune autre adresse, ne sachant pas où je logerais, et de me mander quel aurait été le succès des perquisitions qu'on devait faire dans le pays contre les brigands qui ont détroussé le chariot de poste et qui m'ont voulu faire le mesme honneur. Il se peut trouver aussi une lettre de M. le marquis de Saint-Simon, mon ami, qui demeure à Utrecht et que j'ai vu en passant, lequel peut m'avoir écrit à la poste restante de Nuremberg ou à mon passage dans cette ville, et M. Fetzer pouroit bien me l'avoir renvoyée ici. Il n'y a nul inconvénient, M. le comte, de les

ouvrir, d'en prendre lecture et de me les faire passer ensuite, si l'on en trouve à la poste pour moi.

Je suis avec le plus profond respect

Monsieur le Comte

de Votre Excellence

le très-humble et très-obéissant serviteur

Beaumarchais.

Ce 25 aoust 1774.

XVI.

Vous deviés me revoir, Monsieur. Je devais apprendre par vous s'il m'était enfin permis de faire parvenir une lettre ouverte à l'ami français chargé de mes affaires à Paris, par laquelle je pusse tranquiliser mon père et ma famille sur ma santé, dont ils n'ont eu aucune nouvelle depuis que je leur ai écrit mon affreux accident de Neuschtat. J'avais alors si fort lieu d'en craindre les suites, que je n'ai pu m'empecher de les allarmer beaucoup, en leur indiquant quelques arrangemens pour mes affaires en cas que l'oppression qui m'étouffait plusieurs fois le jour, eût des suites fâcheuses. Cette lettre, comme j'ai eu l'honneur de vous le dire, est en outre destinée à prévenir, autant qu'il est en moi, la perte d'un procès qui me coûterait beaucoup plus de cinquante mille écus, et pour le jugement duquel j'espérais être à Paris au commencement de septembre. S'il convient au ministère autrichien de m'arrêter à Vienne, mon absence forcée de Paris exige que je renouvelle mes instructions à mon ami M. de Rondil, dans l'instant précieux d'un jugement sur lequel la moindre négligence peut me coûter une somme aussi considérable.

Vous deviés aussi me rendre une réponse quelconque au sujet de ma détention, dont il m'est impossible de pénétrer le motif, depuis surtout que l'on paraît refuser tous les éclaircissemens que je n'ai cessé d'offrir.

Cette conduite, dont le motif se refuse absolument à ma pénétration, ne peut faire aucun bien et fait très-certainement un grand mal aux objets importans qui m'ont fait sortir de France. Je le repète et ne cesserai de le repetter jusqu'à cette vexation s'arrête: parce que je ne veux pas au moins qu'on ignore chez nous que j'ai fait humainement tout ce qui était en moi pour me procurer ma liberté, qu'il est contre le droit des gens et mesme contre toutes les notions d'une saine politique que l'on m'ait ravie. L'autorité fatiguée apparemment de mes importunités à cet égard, s'en est débarrassée en m'ôtant d'abord les plumes et le papier et finissant par me renvoyer à vous. Quelque plaisir qu'il y ait pour moi de m'entretenir avec un homme de votre mérite, j'avoue qu'il me serait infiniment plus agréable de le faire sur des objets littéraires ou philosophiques que d'user notre correspondance dans les discussions d'une politique mistérieuse, contre laquelle, malgré mon profond respect pour l'impératrice Reine, mon devoir et le zèle du service dont je suis chargé, me forceront de réclamer sans cesse à Vienne et à Versailles.

J'ai l'honneur d'être avec la plus haute considération,

Monsieur

Votre très-humble et très-obéissant serviteur

Beaumarchais

voyageant sous le nom de Ronac.

A Vienne le 26 aoust 1774.

XVII.

Je suppose, Monsieur, que des ordres supérieurs vous empêchent de me répondre. Mais comme il m'est permis de m'adresser à vous sur tous les objets de mes inquiétudes, je vais le faire encore une fois, dans la confiance que, si cela vous est possible, vous ne refuserez pas de me tranquilliser.

En venant à Vienne, uniquement invoquer la sollicitude maternelle, je me suis trouvé accablé du poids de l'autorité impériale. Dans l'état de servitude où l'on m'a jeté, j'ai accompli fidellement toutes les lois qu'on a voulu m'imposer. L'on m'a défendu de sortir de ma chambre; je n'ai pas mis le pied à la porte. L'on m'a interdit de regarder dans la rue; la fantaisie d'ouvrir mon store ne m'est seulement pas venue. En m'ôtant les plumes et l'encre, on m'a empêché de me livrer à mon goût observateur et critique sur toutes mes lectures. Je n'ai pas seulement murmuré de cette rigueur extrême, mais comme on ne m'a pas défendu de m'impatienter, j'avoue que je le fais sans cesse. Une seule complaisance pourait calmer cette inquiétude qui naît de l'ignorance profonde où l'on me tient des mesures que l'on a prises à mon sujet.

Ne pourriez-vous pas obtenir la liberté de me mander si l'on a envoyé un courrier en France, et si l'on en attend bientôt le retour? Cela seul me fera prendre patience, et je joindrai une extrême reconnaissance des soins que vous prendrez à cet égard, à tous les sentimens distingués avec lesquels j'ai l'honneur d'être

Monsieur

Votre très-humble et très-obéissant serviteur

Beaumarchais

voyageant sous le nom de Ronac.

Vienne, ce 27 aoust 1774.

XVIII.

Durchlauchtig Hochgeborner Reichs-Fürst und Herr,

Gnädigster Herr!

Euer Hochfürstliche Gnaden haben in einem unterm 29. vorigen Monats anhero erlassenen höchstverehrlichen Schreiben zu verlangen gnädigst geruhet, dass, da Ihro Kayserlich-Königliche Maiestät allergnädigst wünschten, den Grund oder Ungrund des von einem sichern dermalen in Wien anwesenden französischen Edelmann, Namens de Ronac, beschehenen Angebens, als ob er ohnfern Neustadt an der Aisch von Strassenräubern überfallen worden sey, auch sich hier ein gewisser iüdischer aus Amsterdam flüchtig gewordener Buchdrucker versteckt halten sollte; dann dass hier, oder in Schwabach, oder in andern hiesigen Gegenden eine gegen die Persohn Sr. allerchristlichsten Mayestät sehr anzügliche Schrifft zum Druck befördert werden dörfte, auf eine so viel möglich genaue, und verlässige Art erhoben zu sehen; Wir alle zu diessem Zweck dienliche Anstallten treffen mögten.

Zur allerunterthänigster Darlegung unserer gegen Sr. Kayserl. Königl. Majestät hegenden allersubmissesten Devotion, und allerschuldigsten Dienst-Eifers haben Wir in Gefolg dieses Uns zugegangenen höchsten Begehrens ohnermangelt, all dasienige vorzukehren, was nur einigermassen sachdienlich geschienen hat.

Es ist von uns nicht allein die Abhörung des hiesigen Gastwirths zum rothen Hahnen Conrad Gruber, bei welchem de Ronac während seines Hierseyns logiret hat, über die solchem von letztern gemachte Erzälung der Umstände des vorgeblichen räuberischen Überfalles ad Protocollum (welches allhier

sub. Lit A. submissest angelegt ist*), verfüget worden, sondern Wir haben auch bei sämmtlichen sowohl allhie als auf Unserer Universitaet Altdorf wegen dem angeblichen hiesigen Aufenthalte des fremden Buchdruckers genaue Untersuchung anstellen lassen, bey welcher sich jedoch nicht die geringste Spur von einem solchen Menschen veroffenbaret hat. Um aber auch gleiche Untersuchung und Nachfrage in hiesigen Gegenden zu veranlassen, und da zumalen der Fremde gar leicht sich zu Schwabach, wo verschiedene vom Druck der Schmäh- und anderer unerlaubter, besonders auch gegen hiesige Stadt gerichteter Schriften lebende Persohnen sich befinden, sich verborgen halten könnte; so haben Wir ebenfalls den dermalen hier subsistirenden Hochfürstl. Brandenburg-Onolzbach. Craiss-Gesandten und geheimen Rath H. von Knebel hierunter besonders ersucht. Ein gleiches ist von Uns in Ansehung der anderweiten Abhör des Postillon Draz bey der Behörde geschehen, indeme der Draz weder hier in loco noch disseitiger Jurisdiction unterworfen ist. Von beiden wird nunmehro der Erfolg abzuwarten seyn und werden Wir das Uns weiter zukommende oder sonsten diessfalls in Erfahrung bringende, Euer Hochfürstlichen Gnaden ohnverweilt unterthänigst zu berichten ohnverfehlen, wie wir dann auch zu allenfalls dienlichem Gebrauch die von Unserm Burgermeister-Amt niedergeschriebene hiesige Anzeige des de Ronac sub Lit. B.**) hier submissest anfügen. So viel sich schon izt aus der Vergleichung der zu Neustadt an der Aisch ad Protocollum gekommenen Anzeige des Postillons mit der hier angebrachten Anzeige, und im Gasthofe erfolgten Erzälungen des de Ronac, dann aus dem schlechten Zusammenhang, und Unwahrscheinlichkeit der Geschichte selbst schliessen lässt, dörfte das Angeben eines räuberischen Überfalls wohl eine blosse Erdichtung seyn. Gleich wie Wir Uns übrigens

*) Beilage III.
**) Beilage IV.

zur Pflicht rechnen, Unsers Orts zur Eruirung der Wahrheit dieser Sache alles mögliche beyzutragen, auch es an weitern Nachforschungen nicht ermangeln lassen werden, also ist Uns höchst erwünscht bey dieser Gelegenheit gegen Euer Hochfürstlichen Gnaden dieienige tiefste Verehrung bezeugen zu können, mit welcher Wir Uns, und Unser hiesiges gemeines Wesen zu beharrlichen höchsten Hulden empfehlen, und stetshin zu verharren die Gnade haben,

Euer Hochfürstlichen Gnaden

unterthänige Burgermeistere
und Rath der Stadt Nürnberg.

Datum, den 10. September 1774.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

